Heft 8 August 1990 6,- DM C 4143 E

Konkret

Politik & Kultur

■ Korruption: Schmieren und Salben hilft allenthalben

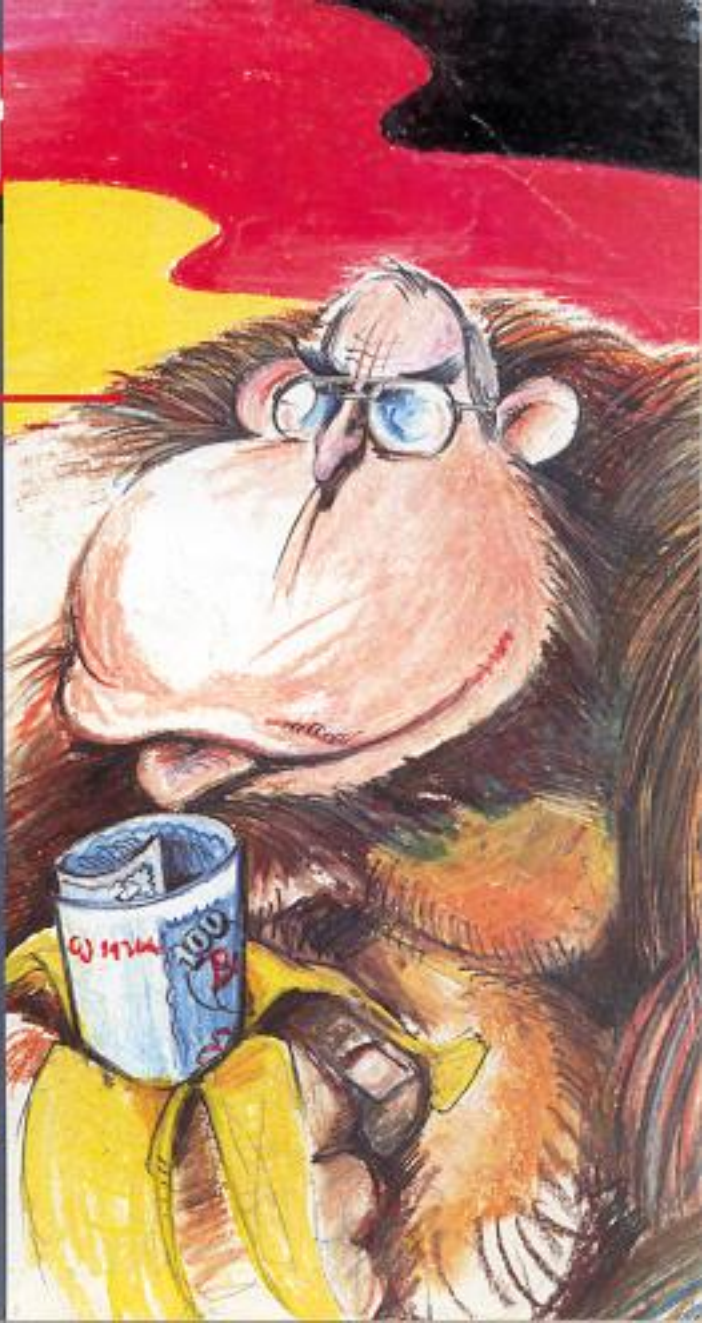
■ Hau drauf zum 1. Mai

■ US-Krieg am Golf

■ Was tun Sammy und Rosie?

■ Joschka Fischer von Rochau

■ Kuby, Strobl, Diederichsen, Henscheid, Piwitt, Droste



in konkret August 1988

Von Konkret

An Konkret

Was Kohl kostet von Hermann L. Gremliza

Hau drauf zum 1. Ma

»Einsatzbereitschaft für besondere Lage und einsatzbezogenes Training« (EbLT) nennt sich ein uniformierter Schlägertrupp der Westberliner Polizei. Wird sie von der Leine gelassen, muß man um sein Leben rennen. Ihr letzter Arbeitseinsatz war in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1988 und versetzte das friedliche Mai-Fest in Kreuzberg in eine besondere Lage: 134 Festnahmen, 25 Menschen vor dem Haftrichter, über 100 Verletzte. KONKRET dokumentiert Fotos aus dieser Nacht und Protokolle einiger Opfer

Realpolitik als Ideologie von Detlef zum Winkel

Der Sozialforscher und frühere Frankfurter AStA-Vorsitzende Wolfgang Kraushaar hat die Geschichte des Erfinders der »Realpolitik« beschrieben: Vom Revoluzzer und polizeilich gesuchten Frankfurter Streetfighter über den reformistischen Abgeordneten bis zum fanatischen Gegner der Fundamentalisten und des Sozialismus. Sein Name ist nicht Josef (»Joschka«) Fischer

Sieg im Golfkrieg von Mohssen Massarrat

Im Sommer 87 entsandte die US-Regierung ihre Armada in den Persischen Golf, um dort »die Freiheit der Schiffahrt« zu verteidigen. 41 Kriegsschiffe mit ca. 20.000 Mann an Bord sollten die vergleichsweise winzige Marine der Islamischen Republik daran hindern, die Zufahrtswege im Golf zu verminen und Schiffe, die arabische Ölhäfen anfahren, anzugreifen. Doch ist der Persische Golf für die Handelsschiffahrt seitdem deshalb nicht sicherer geworden. Der Iran hörte nicht auf, Öltanker der Verbündeten des Irak zu beschießen. Der Irak intensivierte gor seine Angriffe gegen iranische Öltanker. Mitte Mai zerstörten irakische Bomber den größten Tanker der Welt, der in ironischem Auftrag Öl laden sollte.

Nachrichten von Andreas Herzau

Peru im Angebot von Gabriela Simon

Als vor drei Jahren der peruanische Präsident Alan Garcia mit dem IWF brach, indem er den Schuldendienst seines Landes auf einen Bruchteil der Exporterlöse begrenzte, glaubte nicht nur die sozialdemokratische Linke hierzulande, so ließe sich dem Imperialismus beikommen. Heute können die Folgen einer Reformpolitik besichtigt werden, die Peru zwar vom internationalen Kreditmarkt abgeschnitten, dafür aber der nationalen Bourgeoisie zur Ausplünderung überlassen hat: Massenverelendung und fabelhafte Unternehmergewinne. Jetzt erst ist das Land richtig reif für ein Weltbankprogramm

Weiter? Weiter? Weiter? von Thomas Rothschild

»Neues Denken«, Glasnost und Perestroika: Sind sie wirklich ein neuer Aufbruch zum Sozialismus? Oder vielleicht der Anfang vom Ende der Revolution? KONKRET setzt in diesem und den folgenden Hefen die Debatte über Gorbatschows Reformpolitik fort

6x Gold und Leder von Otto Köhler

Zu ihrem 40. Geburtstag feiert eine sechsbändige, mehr als tausend Mark teure »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« den Rechtsnachfolgestaat des Dritten Reichs als das, was er ist oder doch sein soll: ganz der Papa (ober ohne braune

Falten)

Die schwedische Atombombe von Matthias Küntzel

Regierungsdokumente belegen: Hinter der Fassade der friedlichen Nutzung der Kernenergie haben schwedische Militärs und ihre sozialdemokratischen Minister ein eigenes Atombombenprogramm entwickelt. Über einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren hoben sie zu diesem Zweck die Öffentlichkeit belogen, das Parlament getäuscht und dessen Beschlüsse gebrochen. Der Fall wird hierzulande ignoriert: Zu deutlich sind die Parallelen zwischen dem bundesdeutschen und dem schwedischen Atomprogramm

mamamama... von Katja Leyrer

Fast unbemerkt hat eine neue Bewegung Machtpositionen in der links-alternativen und feministischen Szene erobert. Auch autonome und christdemokratische Frauenzirkel sind infiltriert worden, ohne daß sich nennenswerter Widerstand regte. Die Mütterbewegung ist im Kommen. Wollsockig und fruchtbar

Die Banalität als Offenbarung von Wolfgang Pohrt

Carl Schmitt zum Hundertsten: Dem alten Nazi huldigen alte Nazis, konservative Leitartikler und selbst konvertierte Maoisten. Alle scheinen fasziniert von den »Doppelmoppeleien des wissenschaftlichen Bürokratismus (Pohrt), der Selbstverständlichkeiten als messerscharfe Schlußfolgerungen verkleidet – wie bei Heidegger und Mao, so auch bei Schmitt

Kriegserklärung von Wolfgang Schneider

Full of Joys von Matthias Altenburg

Von acht Uhr früh bis vier Uhr früh ohne Pause: Schauspieler, Autoren, Übersetzer, ein Rechtsanwalt, ein Mandant lasen in Hamburgs Kampnagel-Fabrik den »UIysses« von James Joyce, den Roman eines Tages im Leben des Leopold Bloom. Dieser BIoomsday« kostete auch einen Tag im Leben des Rezensenten

Musikplaudertasche von Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Die Linke säuft von Franz Lerchenmüller

Keiner stehle sich davon, behaupte vielleicht, er kenne diesen Film gar nicht, in dem er gewiß auch schon einmal die tragende Rolle geben durfte: Die paar Gestalten im Morgengrauen, die Getränkereste in sich hineinkippen, verbissen seit Stunden um Belanglosigkeiten ringend, mit stieren Augen, mit Worten, die im Munde anecken, Sätzen, die sich wie von selbst verschachteln

ich habe gelesen von Ingrid Strobl

Eine Art art in Venedig von Erich Kuby

Mitläufer-Kunst auf der 43. Biennale: Der bundesdeutsche Beitrag steht unter dem schönen Titel »Haus der Waffenlosigkeit« und sieht aus wie Heinzelmännchens Wachparade in Scherenschnitten. Ein wenig komischer Propagandaschwindel

Buch des Monats: Kürzlich in einem Feuilleton von Diedrich Diederichsen

R.B. Kitaj: »Erstes Manifest des Diasporismus«; Arche Verlag, 144 Seiten, 32 Mark

Piwitts kleines Feuilleton von Hermann Peter Piwitt

Blut, Schweiß und Gähnen von Wiglaf Droste

Warum einen »Rambo«-Film rezensieren? Weil es die Kritik des immerhin Kritikwürdigen in die richtige Perspektive rückt, wenn der als Scheißdreck erkennbare Scheißdreck nicht immer nur ignoriert, sondern einmal auch wieder als Scheißdreck vorgeführt und wahrgenommen wird

Liberalism gone mad von Manfred Hermes

»Sammy & Rosie tun es«: Ursprünglich wollte Stephen Frears seinen neuen Film einfach »The Fuck« nennen und hätte damit auch etwas von der Schwäche seiner jüngsten Arbeit verraten, die sich allzusehr bemüht, den Bürger zu erschrecken – mit Einfällen, denen oft jeder andere Witz fehlt

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas Express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/88, S. 4

Von Konkret

In Gottes Namen und im Auftrag der Hamburgischen Staatsanwaltschaft ermittelt die Kriminalpolizei gegen den Ketzer, der es gewagt hat, den Sohn (nicht den des Staatsanwalts) am Kreuz mit einer MP in der Hand auf dem KONKRET-Titel 3/88 darzustellen bzw. diese Bildnismacherei presserechtlich zu verantworten. Warum die überlasteten Organe der Rechtspflege diese Überstunden machen? Weil »vier Anzeigen aus dem süddeutschen Raum« vorliegen. Und wenn die hanseatischen Büttel nicht spuren – erklären dann die Südstaaten den Sezessionskrieg für eröffnet?

Das Leben, sagt der Lokalaphoristiker, ist ein täglicher Abschied. Das ist aber sowas von wahr. Im April 1978 sagten die »Roten Blätter«, das Organ des MSB Spartakus, adieu: »Wohin steuert KONKRET?«, fragten sie und antworteten: KONKRET passe sich »der antikommunistischen Staatsdoktrin dieser Republik« an, »publizistische Berührungsangst mit den sozialistischen Ländern und den Kommunisten unseres Landes« sei »für KONKRET bestimmend«. Der Grund für das Verdikt, damals: KONKRET-Herausgeber Gremliza hatte sich geweigert, einen Beitrag zu veröffentlichen, in dem das Buch »Ab nach Sibirien« des DKP-Dichters Peter Schütt über den roten Klee gelobt worden war. Gremliza, damals: Schütts Lobrede auf die Sowjetunion sei »Kitsch aus dritter Hand«, der Dichter baue »das Neue beherzt aus den lügenden Adjektiven und verlogenen Bildern eines halbbildungsbürgerlichen Sprachmülls«.

Au revoir. Denn das Leben hat es an sich, weiterzugehen, und so hebt genau zehn Jahre später, im Juli 1988, der neue Chefredakteur der »Roten Blätter« zu neuem Abschied an:

Ach, Hermann... Wir haben sie so geliebt, die Kommentare von Hermann L. Gremliza in der KONKRET. Doch jetzt versteht er die Welt nicht mehr. Unter der Überschrift »Neues Denken« in der Ausgabe 6/88 geschehen schreckliche Dinge: Die Russen ziehen aus Afghanistan ab, die Sandinisten verhandeln mit den Contras. »Die soziale Revolte, das historische Erbe der Aufklärung, wird liquidiert... So oder so – die Erde wird nicht rot«...

So einfach ist die Welt aber nicht: Die KPdSU stellt im Moment offen die Frage, ob nicht in der Vergangenheit das Militärische in der Außenpolitik überbetont worden sei.. In punkto Ökologie hat auch der Sozialismus Dreck am Stecken... Ich weiß, es ist bitter, aber du atmest dieselbe Luft wie Alfred Herrhausen und wirst wie er an dieser Luft krepieren, falls der Schadstoffausstoß so weitergeht. Noch bitterer: Möglicherweise hat der Kapitalismus wegen des Innovationsvorsprungs zum Teil die besseren Lösungsvorschläge anzubieten...

Weil aber damit die Szenerie noch nicht komplett ist, stellt Ernst-Otto Maetzke in der »Frank furter Allgemeinen« vom 9. Juli unter der Überschrift »Wie es in der DKP zugeht« ein Gedicht des DKP-Vorstandsmitglieds Peter Schütt vor, das die »Marxistischen Blätter« nicht hatten drucken wollen. Es heißt »Der Chefideologe« und beginnt so: *Wenn Berge fallen und Hügel weichen, so beharrt er auf einem Klassenstandpunkt. Hoch über den Stürmen der Zeit hat er seinen Hochsitz ausgebaut zum Altar der reinen Lehre...*

undsoweiter, wie vor zehn Jahren, nur andersrum. Damals zu Breschnews Lob, heute zu dessen Spott, damals in den »Roten Blättern« und den »Marxistischen Blättern«, heute in der »FAZ«, aber: damals nicht in KONKRET und heute nicht in KONKRET, weil es nämlich nicht darauf ankommt, ob Schütt Loblieder oder Spottverse dichtet, sondern darauf, daß beides von gleichem Kitsch ist; denn einem, »der einmal am Wolgastrand die Zeit in die Ewigkeit fließen läßt und in der Empfangshalle des Weltproletariats Zwiesprache mit dem Genossen Lenin hält, dem glaubt man nicht, und wenn er auch über die Temperatur in Moskau spricht« (Gremliza über Schütt, 1978). So einfach ist die Welt (und insbesondere die des dichtenden Journalismus) denn doch, daß sie an ihren Phrasen leichter zu erkennen ist als an ihren wechselnden Meinungen. Wie ja auch der Tonfall mancher zum »Neuen Denken« frisch Konvertierter die Mühe ahnen läßt, die es ihnen macht, den Kritikern nicht zuzurufen: Wer nicht bedingungslos für Glasnost und Perestroika ist – ab nach Sibirien!

Darum und bis zum nächsten Abschied ein Gruß an die lieben Canossen: Die Karawane bellt, der Hund zieht weiter.

Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Georg August-Universität Göttingen, Übung: Moral der Politik – Moral der Massenmedien, Hausarbeiten zum Thema: »Der Fall Wallraff/Gremliza«. Ist das die Unsterblichkeit? Oder erst dieses?: Das »Medien-Telegramm« des Hans R. Beierlein kürte den KONKRET-Herausgeber zum »Überflieger des Monats«. Begründung: »Daß Gremliza für seine Solidaritätsbekundung an Duve denselben Text verwendete, den die Links-Schickeria einst für Günter Wallraff reimte, beweist, daß Satire auch in Deutschland noch in hoher Blüte steht und Gremliza einer ihrer Meister ist.« Da möchte der Geehrte in den Ruf des Kellners Georg aus Nestroys »Umsonst« ausbrechen: »Wenn alle Stricke reißen, häng ich mich auf.«

Konkret 08/88, S. 6

An Konkret

Bankrotterklärung

KONKRET 7/88: »Aus dem Tollhaus III« von Wolfgang Schneider

Schneiders Artikel bleibt bedauerlicherweise unter Schneiders Niveau. Hingehen und böse Bemerkungen gegen das Gründungsdokument der Christen fallen lassen, als handele es sich um ein wichtigeres antikommunistisches Manifest – wo sind wir denn? Der Grundirrtum der Linkschristen und Jesulogen ist der, daß sie im Marxismus den kleinen Bruder ihrer eigenen Religion erkennen wollen. Schneider streitet entschieden zu brüderlich.

Wenn es überhaupt so etwas wie Fortschritt geben soll und gegeben hat, dann ist das Christentum ein notwendigerweise unausgegorener Vor-welt-Entwurf, auf den Marxisten gelassen anerkennend herabschauen, so wie fernere Zeiten vielleicht auf den Marxismus. Und das eben macht die Linkschristen unsympathisch und unzuverlässig, daß sie eisern an ihrem Weltentwurf festhalten und durch ihn Heil erwarten, obwohl, was das Erringen einer besseren Welt betrifft, schon lange neuere und handhabbarere Erkenntnisse da sind. Sollte man es nicht besser mit Peter Hacks halten, der einmal an Heiner Kipphardt schrieb: »Natürlich kann man nicht sagen, daß der liebe Gott in allen Punkten die Wahrheit gewußt hätte, aber er hat ein sehr gutes Buch geschrieben.«?

Es können nämlich die Sozialisten auf ihre Weise »für das Christentum« sein, »Christen für den Sozialismus« ist nichts als eine Bankrotterklärung.

K Kirsch, Berlin

Ich freue mich, daß Wolfgang Schneider mein erstes und bisher erfolgreichstes Buch »Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott« aus dem Jahre 1968 so ausführlich zitiert. (Es hat 11 Auflagen mit über 120 Tausend Exemplaren und 4 Übersetzungen erlebt.) Daß es leider Anfang der achtziger Jahre vom Buchmarkt verschwand, ist einzig der Entscheidung des Rowohlt-Verlages geschuldet und keineswegs ein Hinweis auf mein angebliches Abrücken von dem darin vertretenen »aufgeklärten Atheismus«.

Im Gegenteil: seither hat sich mein Atheismus radikalisiert, je konsequenter ich materialistisch zu denken lernte. Allerdings differenziere ich klar zwischen einem dogmatischen Atheismus, der pauschal alle Religion verteufelt, und einem selbstkritischen Atheismus, der – mit Feuerbach und Marx – auch die Momente von Wahrheit im »verkehrten Weltbewußtsein« der Religion begreift. Daß der christlich-marxistische Dialog kein »innertheologisches Selbstgespräch« ist oder sein muß, weiß ich aus eigener Erfahrung als langjähriger Teilnehmer vieler internationaler Dialogkonferenzen in Schweden, USA, Italien, Frankreich, Österreich, Spanien und in der Bundesrepublik. Nach der Strategieformel des österreichischen Marxisten Walter Hollitscher geht es dabei um ein Doppeltes: um die »Konfrontation der Ideen zum Zwecke der Kooperation im Handeln«. Lassen sich wesentliche Bedingungen des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Weltanschauung prägnanter charakterisieren?

Dr. Joachim Kahl, Marburg

Euroapartheid

KONKRET 7/88: Thomas Neumann über »Lettre International«

Nachdem die Repräsentanten des Eurokapitals beschlossen haben, die Grenzen innerhalb der EG 1992 abzuschaffen (Arbeitsmigranten aus Asien und Afrika bleiben draußen), kommt nun ein Medium auserwählter Federn auf den Markt, dessen Grenzen die Grenzen der EG überschreitet. Der Traum von Europa soll in Erfüllung gehen – geistig versteht sich.

Die in Westeuropa unter den Bedingungen einer Euroapartheid lebenden Millionen Immigranten wurden in dieser »internationalen« Zeitschrift nicht einmal erwähnt, denn sie kommen nicht aus Prag oder Budapest. Europäischer Geist setzt(e) sich zusammen aus: Christentum + Kolonialismus + Rassismus. Soll die Welt jetzt an diesem Geist genesen? Nein, danke.

»Lettre International«, willkommen im Land der Richter und Henker. Ich wünsche Dir viel Mißerfolg – vom Atlantik bis zum Ural.

Cumali Yabanci, Saarbrücken

Lob und Scham

KONKRET 7/88: »Kurzer Lehrgang«, zum 125. Geburtstag der SPD gratulierte Georg Fülberth

Lieber Georg Fülberth,

Ihr Streifzug durch die Geschichte der Sozialdemokratie in KONKRET 7/88 gehörte gewiß zur besseren Hälfte der Artikel. Nur mit einigen Datenangaben hätten Sie's ruhig noch ein bißchen genauer nehmen können.

Zunächst hätte neben den beiden »Gründungsdaten« auch der Kongreß in Gotha im Jahre 1875 genannt werden können, auf dem sich der 1863 gegründete ADAV, die »Lassalleaner«, mit den sog. »Eisenachern«, der 1869 gegründeten »Sozialdemokratischen Arbeiterpartei«, zur »Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands« zusammenschlossen. Den bis heute geltenden Namen aber trägt die SPD erst seit dem Erfurter Parteitag im Jahre 1891.

Zum zweiten, und das haben Sie hoffentlich schon selber bemerkt, stimmt natürlich nicht, daß die SPD von 1963-69 den Bundeskanzler stellte; das wären ja auch keine dreizehn Jahre.

Schließlich schreiben Sie, daß »1918/1919 das Allgemeine Wahlrecht in Preußen eingeführt und das Reich parlamentarisiert wurde«. Dabei lassen Sie immerhin außer Acht, daß der Reichstag seit 1871 aus »allgemeinen, unmittelbaren und geheimen Wahlen« hervorging, weshalb Bismarck sich übrigens den Vorwurf von seiten der Konservativen gefallen lassen mußte, er habe das »Wahlrecht der Revolution« eingeführt. Gleiche Wahlen, das Frauenwahlrecht, bestehen in der Tat erst seit der Weimarer Verfassung, die auch das konstitutionell-monarchische Regierungssystem der Kaiserzeit beseitigte.

Markus Neumann, Oberstenfeld

Lieber Markus Neumann, ein Lob verschärft die Scham, aber:

1. es ging mir um mögliche Gründungs-Daten der Sozialdemokratie. Gotha 1875 ist für mich ein Vereinigungs-, kein Gründungs-Parteitag. Das ist Ermessens-Sache. In Erfurt 1891 wurde überhaupt nichts mehr gegründet.

2. Die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für den Reichstag hat mit Parlamentarisierung nichts zu tun. Der Übergang zum parlamentarischen Regierungssystem erfolgte erst, als die Amtsführung des Kanzlers an das Vertrauen des Reichstags gebunden wurde. Das passierte durch Verfassungsänderung im Oktober 1918. Die falsche Datierung »1963-1969« ist die Kombination eines Schreibfehlers mit einem Druckfehler. Scheißspiel. *Georg Fülberth, Marburg*

Ick hör dir trapsen

KONKRET 7/88 Zu Ebermann/Trampert »Yuppie ayah«

Mit dieser »Gegenüberstellung« soll der »Citoyen« aus der Menge der Demokraten ausgefiltert werden. Glauben Sie denn, daß der Sinn der »Selbstbestimmung« auf der Straße liegt, in den Fabriken oder bei den Arbeitslosen produziert wird? Daß er allerdings gemeinsame Sehnsucht der Genannten, incl. des Citoyens ist, schreiben Sie (unbewußt?) nicht.

Die Herren Tr. und E. bescheinigen sich selbst nur eine Geilheit auf »gesellschaftliche Veränderungen«, denen die organisatorische Vorstellung im Alltag und in der geistigen Dimension ihrer ausführenden Glieder gar nicht einleuchten will. Utopia, ick hör dir trapsen, aber draußen vor der Tür. Nicht, weil du dich nicht reintraust, sondern weil du dich nicht reinläßt: mit'n bißken praktischem Sinn fürs Machbare. Aber das ist nicht dein Metier. Du hast deine »Propheten«, die – glücklich für sie – immer »interessant« sein werden, solange sie nicht das »mare caccatum« (taz/Tomayer) mit eignen Händen reinigen müssen.

Astrid Schreiber, Bonn

Der Mensch ist Mann

KONKRET 7/88 Streitgespräch »Neues Denken« Was will der Generalsekretär der KPdSU?

Der Mensch ist Mann. Das gilt auch für den Artikel, zu dem ich einige Bemerkungen habe.

Die Männerrunde sprach viele Befürchtungen an, die Linke in diesen Tagen haben. Die Frauenfrage in der SU fiel nicht unter den Tisch, aber keiner der Herren machte A. Blinow darauf aufmerksam, daß »Emanze« ganz offensichtlich von Emanzipation kommt. Wenn das Wort bei Frauen in diskriminierender Weise benutzt wird, können Rückschlüsse auf das Frauenbild des Herrn Blinow gezogen werden.

G. Amendt stellt fest, daß Bedürfnisse und Frustrationen von Frauen in der SU, in Kuba und in der DDR »erstaunlich« nahe sind dem, was er von Frauen hier kennt. Erstaunlich ist das nun überhaupt nicht, denn patriarchalische Machtverhältnisse gibt es nicht nur bei uns und dementsprechend Privilegien für Männer wie Erledigung der Hausarbeit und Kinderaufzucht durch Frauen, höhere Löhne + Gehälter. Gewalt gegen Frauen ist unseren Schwestern in den

sozialistischen Ländern mit Sicherheit ebenso bekannt wie uns hier, es gibt einen hohen Prozentsatz von Alkoholikern und frau weiß, was das bedeutet.

Elisabeth Schneider, Frankfurt

Konkret 08/88, S. 8

Hermann L. Gremliza

Was Kohl kostet

Aus der Geschichte der Bundesrepublik (freigegeben ab Sozialhilfesatz): Im Jahre 1969 bot die FDP, die bis dahin nur mit den Christdemokraten zusammengegangen war, der SPD und ihrem Kanzlerkandidaten eine Koalition an, um in einem sozialliberalen Bündnis die Innen- und Außenpolitik zu reformieren. Nach dem Scheitern eines konstruktiven Mißtrauensvotums, das der Kanzlerkandidat der CDU/CSU und seine Fraktion eingebracht hatten, und gestärkt in einer erfolgreichen Wahl führten SPD und FDP ihre Koalition fort – bis 1982 die Freidemokraten sich von der verbrauchten Sozialdemokratie abwandten und den Vorsitzenden der CDU, Helmut Kohl, zum Kanzler wählten.

Aus der Geschichte der Bundesrepublik (freigegeben ab 100.000 DM Jahreseinkommen, netto): Im Jahre 1969 stand die FDP vor dem Konkurs. Bei den Industrieverbänden, die früher das freidemokratische Personal ausgehalten hatten, waren die Liberalen zur Zeit der Großen Koalition in Vergessenheit geraten. In Koalitionsverhandlungen versprach nun die SPD, die Wahl ihres Kanzlerkandidaten Willy Brandt dadurch zu honorieren, daß sie der FDP einen Kredit über die in der Parteikasse fehlenden sechs Millionen Mark verschaffte. Über eine Schweizer Bank wurde das Geschäft denn auch tatsächlich abgewickelt. Da manchen alten Finanziers der FDP deren Koalition mit den Sozialdemokraten nicht behagte, mußte der Kredit in den folgenden Jahren sogar auf zehn Millionen aufgestockt werden. 1972 kam die sozialliberale Koalition in Bedrängnis: Durch Zusage geldwerter Leistungen hatten sich CDU und CSU eine Mehrheit von einer Stimme im Bundestag zusammengekauft, und Rainer Barzel, der vom Henschel-Konzern ausgehaltene Fraktionsvorsitzende, erhielt den Auftrag, den Bundeskanzler Brandt durch ein konstruktives Mißtrauensvotum des Bundestags abzulösen. Er hatte die Rechnung zwar mit dem Kronberger Kreis, einem spendenfreudigen Verein reaktionärer Wirtschaftsführer, nicht aber mit dem Wirt, hier: dem Geschäftsführer der SPD-Fraktion gemacht, der sich einen Abgeordneten der CDU kaufte und Barzel durchfallen ließ. SPD und FDP durften also weiterregieren und nach Möglichkeiten Ausschau halten, wie die FDP und über sie die SPD wieder an die zehn Millionen kommen könnten. Da erwies es sich als ein Glücksfall, daß der finanzstärkste Konzern des Landes, die Friedrich Flick KG, bei der Bundesregierung den Antrag stellte, von der Steuer auf einen Veräußerungsgewinn (sie hätte ein oder zwei Milliarden betragen) befreit zu werden. Als der Generalbevollmächtigte der Firma zu erkennen gab, daß im Falle eines positiven Bescheids auch die Sorgen um die jeweiligen Parteikassen gelindert werden könnten, zögerte der zuständige sozialdemokratische Finanzminister nicht lange. Er hatte freilich nicht bedacht, daß die Rückzahlung des Kredits die FDP von jedem Zwang zur Zusammenarbeit mit der SPD entbinden würde, und wohl auch nicht für möglich gehalten, daß der freidemokratische Wirtschaftsminister, der ihm die Steuerbefreiung nahegelegt hatte, sich und seine Partei gegenüber dem Geldgeber zu weiteren Diensten verpflichtet hatte, insbesondere zu dem, einem anderen Spendenempfänger des Hauses, dem CDU-Vorsitzenden Helmut Kohl, über kurz oder lang zur Kanzlerschaft zu verhelfen. Bis es soweit war, mußten natürlich noch einige zur Kenntnisnahme durch die Öffentlichkeit bestimmte »objektive« Bedingungen hergestellt werden – wie beispielsweise eine die sozialliberale Gesetzgebung lähmende Mehrheit der Opposition im Bundesrat; der Lösung dieses Problems nahm sich der Nahrungsmittelkonzern Bahlsen an, der seinen Angestellten Ernst Albrecht trotz Stimmenmehrheit von SPD und FDP im Landtag gegen den sozialdemokratischen Kandidaten aufstellte, nachdem einige Abgeordnete der Regierungsmehrheit durch die Zusage von Spielbank-Gewinnanteilen abgeworben worden waren. Kurzum: 1982 wurde Helmut Kohl Bundeskanzler. In irgendeinem Safe wird die Endabrechnung über die Kosten der Operation liegen.

Nun aber, um Himmelswillen, keine Entrüstung, sondern Freude über diesen Zugewinn an Kenntnissen und den Verlust an »politischer Kultur«. Das ist doch das Erfreuliche: daß sich keiner mehr aufregt, bürgerliche Wohlanständigkeit, Moral gar reklamiert. Sogar die CDU und ihre Presse haben den Bericht des Fernsehmagazins über den Sechs-Millionen-Kredit der SPD für die FDP gelassen aufgenommen. Was sollte die Partei Barschels, der Verlag Pfeiffers, die Freunde des Stadtrats Antes und der anteren Tagdiebgen, die Herren mit den Beraterverträgen in Höhe von Verraterbeträgen, die Schilling-Schwarzarbeiter für Sonnenschein, die transnuklearen Aufseher und Absahner von Nukem/Alkem/RBU auch sagen? Jedes Geschäft ist seine Provision wert, die umso höher ausfallen muß, je unsinniger das Geschäft ist. (Nach diesem Gesetz läßt sich abschätzen, wieviel Geld in den Fällen Airbus und Jäger 90 sowie WAA Wackersdorf wohin geflossen sein und noch fließen muß).

Ja, die Bereitschaft, die Hand aufzuhalten, wird geradezu plakatiert: »Zur Sicherung der Unabhängigkeit« seiner Abgeordneten hat der hessische Landtag eine Verdoppelung der Diäten und steuerfreien Aufwandsentschädigungen beschlossen und damit aller Welt erklärt, daß seine Mitglieder zu den alten Bezügen (etwa dreifacher Facharbeiterlohn) leider nicht darauf verzichten könnten, da und dort eine kleine Provision einzustreichen. Armut, und sei es diese doch sehr relative, scheint neuerdings für genauso korruptionsanfällig zu gelten wie früher die Homosexualität. Erwartungsgemäß hat der Fraktionsvorsitzende der Grünen auf das heftigste gegen den Beschluß gewettert. Daß er dies in dem Bewußtsein tun konnte, die Erhöhung auch seiner Diäten damit nicht zu gefährden, könnte ihm nur dann vorgeworfen werden, wenn er und

seine Parteifreunde das Versprechen gebrochen hätten, nur einen Betrag in Höhe eines Facharbeiterlohns für sich zu behalten und den großen Rest an den Öko-Fond der Partei abzuführen. Aber noch halten sich immerhin vier von den 30 grünen Abgeordneten des Bundestags daran.

Nein, wenn schon Ehrlichkeit, dann doch lieber die der hessischen Parlamentsmehrheit: Geld her – oder wir gehen auf den Chemie-, Bau-, Atom- oder Auto-Strich. Wenn auch 10 000 Mark netto pro Monat nicht gegen die Versuchung feien, da und dort ein Couvert mitzunehmen, so addieren sie sich doch zu einem ansehnlichen Sümmchen. Politiker haben ihren Preis. Sie sind eine Ware, die für Geld oder geldwerte Leistungen (Beförderung, Versorgung, Reisen, Auszeichnungen) erworben werden kann, und zwar ganz demokratisch, das heißt: von jedermann, je nach seinen Mitteln. Ein alter Witz erzählt die Geschichte eines angesehenen Bürgers, der einen anonymen Rundbrief an seine Bekannten schickt: »Alles ist herausgekommen!« Am nächsten Tag war die Stadt leer. Das ist – Verdienst der geistigmoralischen Wende? – jetzt anders: Alle bleiben hier. Jeden Tag kommt was raus, und das ist, da nur das Wenigste herauszukommen pflegt, so viel, daß gegenüber Politikern und ihren Geschäftspartnern die Unschuldsvermutung, die sie keinem armen Schwein gönnen, zugunsten einer allgemeinen Schuldvermutung aufgegeben werden sollte: Jeder von ihnen hat bis zum lückenlosen Beweis des Gegenteils als korrupt zu gelten.

Und wiederum, bitte, keine Erregung. Daß die da unten in ihrer Überzeugung, die da oben seien allesamt vom Stamme Nimm, täglich bekräftigt werden, ist ebenso ein Gewinn wie die gelassene Hinnahme dieses »Vorwurfs« durch die Politiker. »Das Geld erniedrigt alle Götter des Menschen und verwandelt sie in eine Ware« (Karl Marx). Mit dieser Erkenntnis läßt sich leben, während der gesellschaftliche Zwang, den Gestank der Korruption mit dem Parfum des moralischen Pathos zu überdecken, Berge von Leichen gekostet hat.

Nur ein Wunsch an den Fortschritt bleibt offen: daß die Kandidaten verpflichtet würden, Preisschildchen an den Revers zu tragen. Vielleicht wäre es dann möglich, sich im Anschluß an eine bundesweite Sammlung die Parlamentsmehrheit gegen den Jäger 90 oder die WAA zurückzukaufen, die das Kapital für diese Projekte erworben hat.

Konkret 08/88, S. 10

Hau drauf zum 1. Ma

»Einsatzbereitschaft für besondere Lage und einsatzbezogenes Training« (EbLT) nennt sich ein uniformierter Schlägertrupp der Westberliner Polizei. Wird sie von der Leine gelassen, muß man um sein Leben rennen. Ihr letzter Arbeitseinsatz war in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1988 und versetzte das friedliche Mai-Fest in Kreuzberg in eine besondere Lage: 134 Festnahmen, 25 Menschen vor dem Haftrichter, über 100 Verletzte. KONKRET dokumentiert Fotos aus dieser Nacht und Protokolle einiger Opfer

Protokoll Renate Janowski:

Ich war am 1. Mai auf dem Lausitzer Platz. Dort fand ein Straßenfest statt, das bis zum frühen Abend dauerte. Es wurde gerade dunkel, die Leute fingen an, ihre Stände abzubauen. Überall saßen Leute herum, die miteinander redeten, tranken und sich wohlfühlten. Es war eine sehr wohltuende und entspannte Atmosphäre. Ein wunderschöner Frühlingsabend. Ich hatte die letzte Stunde damit verbracht, immer um den Platz zu schlendern, den Feuerspuckern zuzuschauen und Leute zu treffen. Da es inzwischen immer dunkler wurde, wollte ich mit meinem Freund nur noch einmal um die Kirche und den Platz gehen, um anschließend nach Hause zu fahren. Ich befand mich auf der Straße, die westlich der Kirche verläuft. Um ein bißchen den Weg abzukürzen, ging ich über den Rasen direkt auf die Kirche zu. Ein Typ stand rechts von mir und meinte, ich solle aufpassen, da vorne rechts wären Polizisten. Ich schaute nach rechts. Vorne an der Ecke zur Skalitzer Straße sah ich etwa 10-15 Polizisten ungeordnet rumstehen. Ich dachte mir nichts weiter dabei, schließlich bin ich eine übertriebene Polizeipräsenz inzwischen gewöhnt. Dies war auf der Höhe des Toilettenhäuschens. Die Sicht zur Ecke war durch Bäume ein bißchen versperrt, ich konnte überall auf dem Boden Leute sitzen sehen. Vorne an der Straße brannte ein Lagerfeuer.

Mein Freund war schon ein wenig vorgegangen. Plötzlich liefen Leute von schräg rechts kommend an mir vorbei. Ich wußte zwar nicht warum, dachte aber, es wäre besser, mitzurennen, machte kehrt und wollte mit der Masse links an der Kirche vorbeirennen. Nach etwa fünf Schritten bekam ich einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf und stürzte zu Boden. Ich hörte noch ein paar rennende Schritte, während ich etwa drei- bis viermal getreten wurde. Danach war alles ruhig. Ich richtete mich halb auf und sah dann 10-15 Polizisten langsam zurückkommen. Ich versuchte, um weitere Schläge zu vermeiden, mich nicht auffällig zu verhalten und war froh, als sie vorbei waren. Ich nahm meine Tasche und wollte mich auf die Suche nach meinem Freund machen. Lange brauchte ich nicht zu suchen. Er stand etwa fünf Meter vor mir am Rand des Weges und versuchte, seine Brille zu finden. Da wir beide bluteten, brachen wir die Suche nach der Brille ab und gingen zum östlichen Teil der Kirche, wo gerade ein Sanitätswagen heranrollte. Wir wurden dann ins Urban-Krankenhaus gefahren, wo unsere Kopfplatzwunden (meine war ca. sieben Zentimeter lang) genäht wurden.

Aufgrund unserer Ankunftszeit im Krankenhaus konnten wir rekonstruieren, daß der Überfall etwa um 21.15 Uhr stattgefunden haben muß, was auch durch andere Berichte bestätigt wurde.

Protokoll Herbert Mondry:

Ich war Gast in dem Cafe Madonna, Wiener Ecke Ohlauerstraße. Ich hielt mich hier von ca. 23.00 bis 23.45 Uhr auf. Ich stand an den überfüllten Tischen vor dem Cafe. Während dieser Zeit war keine Polizei zu sehen und auch sonst nichts Auffälliges zu bemerken. Der Verkehr war normal. Wie üblich an warmen Sommertagen flanierten Passanten.

Um 23.45 Uhr, es kann auch 24.00 gewesen sein, ertönten Schlaggeräusche. Ich sah in einiger Entfernung auf dem Bürgersteig fünf bis sieben Polizisten auf der Stelle trampeln und dabei mit ihren Stöcken auf ihre Plastikschilder trommeln. Ich drehte mich um und wollte mich in entgegengesetzter Richtung entfernen. Kaum hatte ich mich umgedreht, begannen alle Gäste in wilder Flucht nach allen Seiten, hauptsächlich in Richtung Ohlauerstraße, davonzulaufen. Ich konnte wegen der vor mir laufenden nur langsam wegkommen und lief in Panik links über die Straße. Hier stürmte ein Polizist von links mit seinem Knüppel weit ausholend und auf meinen Kopf zielend, auf mich zu. Ich riß die Arme hoch. Der Schlag traf mich auf den Hinterkopf, auf die Hand und den linken Ellenbogen. Ich schrie auf und taumelte weiter in Richtung gegenüberliegende Straßenseite. Nach wenigen Schritten rannte ein weiterer Polizeikämpfer wieder mit seinem Knüppel ausholend und auf meinen Kopf zielend, mir entgegen. Ich ließ mich fallen. Der Schlag streifte mich deshalb nur am Rücken. Ich blieb liegen und hoffte, daß nicht weiter auf mich eingeschlagen würde. Die Beamten liefen weiter und ließen mich liegen. Die Wucht des ersten Schlages war so groß, daß mein Daumenknochen zersplitterte. Ebenso der Polizeiknüppel! Ich fand das Knüppelende, als ich aufstand, unter mir. Ich bin Künstler. Durch die Daumen-Handverletzung bin ich für längere Zeit nicht arbeitsfähig. Der mich behandelnde Arzt hat mir nach der letzten Untersuchung erklärt, daß er nicht ausschließen könne, daß die Funktionsfähigkeit des Daumens auf Dauer gestört sei.

Protokoll Wolfgang Lawatsch:

Das Fest am Lausitzer Platz war so gegen acht, halb neun Uhr zu Ende. Ich gehe anschließend auf die andere Straßenseite: Skalitzer Straße/Ecke Lausitzer Straße und hocke mich auf den Gepäckträger meines Fahrrads. In der kommenden halben/dreiviertel Stunde fahren mehrmals zwei Feuerwehr-Löschzüge, gefolgt von erst einem, dann zwei Polizei-Panzerwagen (Räumfahrzeuge) und mehreren vergitterten »Wannen« die Skalitzer Straße entlang, in Richtung Schlesisches Tor. Diese Kolonne passiert so schätzungsweise alle zehn, fünfzehn Minuten die Ecke, an der ich sitze. Bei der vierten Runde hält die Kolonne in der Höhe Spreewaldplatz an und aus den »Wannen« in Höhe Skalitzer- Ecke Lausitzer Straße springen Polizisten in Kampfanzügen, mit Helm, Visier, Kinnschutz und langen Holzstöcken. Ich sitze immer noch auf dem Gepäckträger des Fahrrads. Der erste Polizist, der aus der (letzten) Wanne heraussprang, jener, welche am nächsten gelegen ist, schaut in meine Richtung, rennt auf mich zu, brüllt unter seinem Helm und Visier: «Weg von der Straße!« Im selben Moment holt er mit seinem langen Holzstock aus und schlägt nach mir. Ich habe reflexartig meine Arme nach oben gerissen, um meinen Kopf und mein Gesicht zu schützen. Er schlägt mit voller Wucht zu. Der erste Schlag trifft mich am rechten Unterarm, etwa acht Zentimeter unterhalb des rechten Ellenbogens, der zweite Schlag etwa an die gleiche Stelle am linken Unterarm. Hiernach versucht der Polizist mit seinem Schlagstock nach mir zu stechen, er trifft mich einige Zentimeter oberhalb der rechten Brust, aber nicht mehr mit voller Kraft. Ich habe mittlerweile soviel Fassung wiedererlangt, um einen Schritt zurückzuweichen und mich anschließend umzudrehen und die ca. zehn Meter bis zu einer Hauswand zu laufen. Der Polizist verfolgt mich nicht weiter, sondern läßt von mir ab und läuft zu seinen Arbeitskollegen rüber, die zwischen Lausitzer Straße und Spreewaldplatz, vor der Pizzeria auf flüchtende Menschen einschlagen... Erst eine Viertelstunde später, nach diesem Einsatz, gab es über Polizeilautsprecher eine Aufforderung, die Straße zu räumen und in Richtung Görlitzer Bahnhof wegzugehen.

Die beiden Schläge haben mich mit voller Wucht getroffen, die getroffenen Stellen sind stark angeschwollen und grünblau angelaufen, ich bekam ein taubes kaltes Gefühl in meinen Händen, jede feinmotorische Bewegung mit den Fingern und Händen war sehr schmerzhaft. Ebenso schwer war für mich der psychische Schock. Zudem kam die große Angst, meine Unterarme seien gebrochen, was glücklicherweise nicht der Fall war: Eine Untersuchung ergab starke Prellungen mit Blutergüssen, aber keine Knochenbrüche.

Protokoll Michael Craffonara:

In der Nacht vom 1. zum 2. Mai um ca. 23.30 Uhr wollte ich auf dem Weg zu einer Diskothek die Oranienstraße passieren . Die Polizei hatte jedoch den Heinrichplatz abgeriegelt. Während ich überlegte, wie ich nun zu meinem gewünschten Ziel komme, forderte die Polizei zum Räumen der Oranienstraße in Richtung Skalitzerstraße auf. Ich war mit dem Fahrrad unterwegs und leistete der Aufforderung sofort Folge. Die Polizei jedoch lief sofort knüppelschwingend los, ohne eine weitere Ankündigung. Gezwungenermaßen auf der Flucht, wurde mir auf der Höhe Oranienstraße 2-3 ein Stock ins Vorderrad gestoßen. Ich stürzte zu Boden. Noch am Boden liegend schaute ich sofort auf. Zwischen mir und der auf mich zurennenden Polizei war noch ein Abstand von ca. 15-20 Metern, es waren keine Passanten mehr dazwischen. Einer der Polizisten kam direkt auf mich zugelaufen. Da ich zu schwach war, so schnell aufzustehen, konnte ich nur noch meine Arme über den Kopf halten. Eben noch liegend bzw. hockend, bekam ich dann auch schon einen schweren Schlag mit dem Knüppel auf den Rücken. Der Polizist lief weiter. Unter Schock fuhr ich nach Hause, unwissend über meinen Zustand. Die Polizei unter 110 weigerte sich, mir einen Notarzt zu schicken.

Meine Niere und meine Milz mußten in zwei schweren Operationen entfernt werden (eine davon acht-stündig). Ich war zwei Tage in Lebensgefahr und sieben Tage auf der Intensivstation.

Protokoll Heidemarie Dornig:

In der Nacht vom 1.5.88 zum 2.5.88 um ca. 24.00 Uhr kamen mein Freund und ich von einem Pizzaessen aus der Oranienstraße. Wir bogen in die Manteuffelstraße ein, um zum Lausitzer Platz zu gelangen. Da alles von Polizisten abgesperrt war, rannten wir etliche Male im Karree. Wieder in der Manteuffelstraße/Ecke Waldemarstraße landeten wir vor einer Polizeikette. Ich ging zu einem von ihnen hin und fragte, ob wir durchgehen könnten, da meine Tochter abgeholt werden müßte. Daraufhin sprang einer der Polizisten auf mich zu und stieß mich mit seinem Kampfschild nieder. Ich fiel zu Boden. Ich hatte Schmerzen im Knie und an der linken Hand. Wir bemühten uns vergeblich um einen Sanitätswagen. Am Nachmittag begab ich mich zur Ersten Hilfe. Von dort wurde ich zum Chirurgen überwiesen. Das Resultat: linke Kniescheibe gebrochen, Sehnenriß, linkes Handgelenk geprellt.

Konkret 08/88, S. 14

Detlef zum Winkel

Realpolitik als Ideologie

Der Sozialforscher und frühere Frankfurter AStA-Vorsitzende Wolfgang Kraushaar hat die Geschichte des Erfinders der »Realpolitik« beschrieben: Vom Revoluzzer und polizeilich gesuchten Frankfurter Streetfighter über den reformistischen Abgeordneten bis zum fanatischen Gegner der Fundamentalisten und des Sozialismus. Sein Name ist nicht Josef (»Joschka«) Fischer

»Comeback der Spannung« meldete der »Pflasterstrand« erfreut, als die Frankfurter Grünen bei der Kandidatenaufstellung für die nächste Kommunalwahl einen historischen Durchbruch geschafft hatten. Per Abstimmgewalt konnten die Fundamentalisten um die böse Jutta aus dieser wichtigen Parteibastion verbannt werden. Seite an Seite mit den Sozialdemokraten und ihrem Hoffnungsträger Volker Hauff wird der Kampf um den Römer nun wieder prickelnd, weil auf das Wahlvolk endlich nur noch Realpolitiker losgelassen werden.

Richtige, fleißige, ernsthafte Kommunalpolitiker aus Bockenheim für Frankfurt. Wer wollte den ehemaligen Spontis die neue Aufgabe neiden? Man wundert sich nur, daß sie solche Triumphe brauchen. Da war doch mal ein senkrechtstartendes, vollblutpolitisches Talent. Ein Redner, ein Fighter, ein Minister gar, der in nur 14-monatiger Amtszeit 214 neue Naturschutzbiotope in Hessen zuwege gebracht hat, wie sich aufmerksame Leserbriefschreiber heute noch erinnern, und an den auch die Turnschuhindustrie mit feuchten Augen zurückdenkt. Warum ruft ihn niemand, um die Nordsee zu retten? Stattdessen sollen wir uns wieder für die Nidda mobilisieren.

Spannung in Frankfurt. Angestrengtes Jubeln und grünes Fähnchenschwingen. Fehlt eigentlich nur noch eine Tradition, der man sich verpflichtet fühlen kann. Wolfgang Kraushaar vom Hamburger Institut für Sozialforschung hat seinen ehemaligen Mitstreitern die Mühe abgenommen und eine historische Studie »Realpolitik als Ideologie« verfaßt*. Sie führt uns zurück zum sog. Frankfurter Wachensturm von 1833, im »Pflasterstrand« schon mal als Sponti-Vorgeschichte gerühmt, zur Paulskirche und Reichsgründung und zum Zeitgenossen Ludwig August von Rochau, dessen junge Leiden und späte Einsichten in jenen bewegten Jahren Kraushaar nachzeichnet. Er war es, der die Lehre von der »Realpolitik« begründete, die Bismarck dann aufnahm: Ein frustrierter Revoluzzer.

Seinen politischen Weg stellt Kraushaar neben den von Joschka Fischer. Wohl wissend um die Risiken solcher Zeitsprünge hält er sich mit der Vergleicherei zurück. Er erzählt, zitiert, rekonstruiert Situationen. Ohnehin sprechen die Analogien für sich. Es ist, als ob ein alter Film neu gedreht wurde. Fischer und seine Fraktionsfreunde hätten den Namen Ludwig August von Rochau wahrscheinlich nie gehört, meint der ehemalige AStA-Vorsitzende der Frankfurter Universität, geschweige denn aus seinen Büchern abgeschrieben. »Um so frappierender muß es erscheinen, mit welcher geradezu traumwandlerischen Sicherheit ihre ideologischen Grundelemente – Staat, Macht, Mittelstand bzw. -schicht – heute wieder als handlungsanleitende Topoi bei den Grünen auftauchen.« Nebeneinander wirken der enttäuschte 48er und der enttäuschte 68er ziemlich enttäuschend.

Ludwig August von Rochau gehörte zu jener Verschwörung von Burschenschaftlern, Bürgern und polnischen Exilanten, die am 3. April 1833 in Frankfurt einen Aufstand probten, der in knapp einer Stunde niedergeschlagen wurde. Den einigen Dutzend Bewaffneten gelang es zwar, die Polizeikaserne und das Zeughaus, Hauptwache und Konstablerwache, im Handstreich zu nehmen, Gefangene zu befreien und Waffen an die Bevölkerung zu verteilen, doch hatte der Senat der Stadt von der Sache Wind bekommen und ein Sonderbataillon in Bereitschaft gehalten. Den Soldaten waren die Aufrührer nicht gewachsen. Leider ließen auch die Bürger nicht das Gaffen sein, sondern gaben die verteilten Waffen einfach wieder zurück. Als ein größerer Zug von Bauern aus dem Norden Frankfurts zur Unterstützung eintraf, war das Fanal an die zersplitterten deutschen Lande, sich für Einigkeit und Recht und Freiheit zu erheben, schon gescheitert. Laut Kraushaar bleibt der 23jährige von Rochau von dieser traumatischen Gewalterfahrung, bei der es vier Tote gegeben hat, sein Leben lang geprägt.

Dreieinhalb Jahre muß er in der Haft verbringen, die wiederum vier Mitgefangenen das Leben kostet, bis ihm die Flucht nach Frankreich gelingt. Anfang 1848 amnestiert, kehrt er rechtzeitig zu den März-Ereignissen zurück, um Vertrauensmann in jenem Vorparlament zu werden, das nach den Berliner Barrikadenkämpfen kurzfristig nach Frankfurt einberufen wird, um den Druck der Volksbewegung zu mildern. Von der Nationalversammlung in der Paulskirche, der er nicht mehr angehört, ist der Journalist von Rochau schwer enttäuscht, wofür es gute Gründe gibt. Das »Honoratioren-Parlament« bringt es nicht weiter als zu einem Entwurf für eine konstitutionelle Monarchie und einem Bittgang zum preußischen König, der die ihm angebotene Kaiserkrone bekanntlich ablehnt. Von Rochaus Ingrimm gilt der »Idealpolitik«, den schöngeistigen Reden, den philosophisch begründeten Verfassungstexten, den gesellschaftlichen Utopien und vor allem der linken Vorliebe für dieses nutzlose Treiben. Am gefährlichsten (weil offenbar doch nicht ganz ineffektiv) sei das »Hirngespinst des revolutionären Sozialismus«.

Zwei Jahrzehnte nach dem unglücklichen Frankfurter Abenteuer publiziert er auf 200 Seiten seine Bilanz: »Grundsätze der Realpolitik – angewandt auf die staatlichen Zustände Deutschlands«. Das Werk verkauft sich als Produkt der Desillusionierung und weckt Aufsehen wegen seiner schneidenden Schärfe. Politik ist die Lehre vom Staat. Staatskunst ist die Kunst, staatlichen Zwecken zum Erfolg zu verhelfen. Erfolg hat, wer über Mittel zum Erfolg, sprich Herrschaft, verfügt, und herrschen heißt Macht üben. »Dieser unmittelbare Zusammenhang von Macht und Herrschaft bildet die Grundwahrheit aller Politik und den Schlüssel der ganzen Geschichte.« Das Unmittelbare solcher Einsichten gewinnt der Autor, indem er die phantastische Vielheit der bürgerlichen Einfalt bemüht: Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg, nichts so mächtig wie die Macht, und nichts bringt mehr Geld als das Geld.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Öffentlichkeit dem Buch wegen der wechselhaften Biographie des Verfassers Aufmerksamkeit schenkte. Am schönsten ist die Ordnung, wenn sich das Chaos zu ihr bekennt. Von Rochaus Ansatz, alle Politik unterliege dem »Gesetz der Stärke«, begreift Kraushaar als »Hinwendung zum Faktizismus der im Aufschwung begriffenen Naturwissenschaften«, eine »Art politischen Physikalismus«, wozu ein ergänzender Seitenhieb auf die Biologie gestattet sei (Darwins »Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtauswahl« erschien 1859).

»Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen«, deklamiert der Stifter der Realpolitik in gewohnt schneidender Schärfe, um seine sozialpolitischen Vorstellungen zu erläutern. Das demokratische Wahlrecht verschmäht er, weil erstens »Weiber« nichts in der Politik zu suchen hätten und zweitens die Stimmen »gewogen« werden müßten, da das gemeine Volk aus Mangel an Bildung und Vermögen nicht am Staatsleben teilnehme. Derlei hat seine Halbwertzeit inzwischen überschritten. Und doch kann eine Restaktivität in der Tiefe der deutschen Volksseele kaum bestritten werden. Zeitgeistig klingt dagegen das Bekenntnis zum Mittelstand, den zu gewinnen für jede politische Partei am wichtigsten sei: »... der Mittelstand ist und bleibt der unentbehrlichste und wertvollste Stoff für den deutschen Staatsbau...«

Eine Art Lebensfunken braucht der »gesunde« Staat natürlich noch, einen »Geist«, der den Apparat durchdringt und ihm die Marschrichtung weist. Da sich das Repertoire der Humanitätsduselei, Freiheit und Gleichheit, nicht dafür eignet, bleibt die als nationale Einheit übersetzte Brüderlichkeit, was, wenn es je ein Mißverständnis war, für einen Burschenschaftler unvermeidlich ist. Die Nation beseelt den Staat – der Staat hingegen macht das Volk erst zur Nation, kombiniert von Rochau. Griffig, schneidig, machbar und im Einklang mit der Konjunktur der Zeit, freilich nicht nur seiner. Streng politisch schließt er seine Überlegungen: «So gewiß die Tatsache nur der Tatsache weicht, so gewiß wird weder ein Prinzip, noch eine Idee, noch ein Vertrag die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt.«

Also Preußen. Die Schlacht von Königgrätz 1866 beseitigt von Rochaus Abneigung gegen die Junker – »Erfolg ist der Urteilsspruch der Geschichte« – und lehrt ihn das Militär schätzen. Weitsichtig erklärt er den Krieg zur letzten Instanz der Wahrheit und einen Krieg gegen Frankreich zur Voraussetzung für das Reich der Deutschen. Das Nato-Bekenntnis grüner Realpolitiker behalten wir im Hinterkopf wie auch – Achtung, Geheimtip! – die Verteidigungsqualitäten des ehemaligen Putzgruppen-Chefs, die bei der Umweltpflege nie wirklich gefordert worden sind.

Zwei Jahre vor seinem Tod zieht Ludwig August von Rochau 1871 für die Nationalliberalen in den ersten deutschen Reichstag ein. Als Abgeordneter ist er nicht groß in Erscheinung getreten, und schon darin unterscheidet sich unser Joschka von dem Ur-Realo. Auch wird man Fischer kaum nationalistische, antidemokratische oder frauenfeindliche Exzesse vorwerfen können, wenngleich Kraushaar zu Recht notiert, grüne Realpolitik scheue nicht vor dem Niederstimmen innerparteilicher Gegner zurück, halte den Sozialismus für ein »Hirngespinst« und sei im Kern männerbündlerisch. Der überraschende Befund liegt darin, daß von Rochaus Bestimmung der Realpolitik als Macht-, Staats-, Erfolgs- und Mittelstandspolitik nahezu durchgängig bei jenen Grünen wiederkehrt, die das Markenzeichen mehr oder weniger unbewußt übernommen haben. Seine Polemik gegen Idealisten, Moralisten und Phantasten liest sich wie eine vertraute Beschreibung dessen, was heute als »fundamentalistisch« denunziert wird.

Die ideologische Homologie arbeitet Kraushaar heraus, indem er die politischen Bekenntnisse Fischers über mehr als ein Jahrzehnt zurückverfolgt, und jeder wache politische Beobachter kann das Bild leicht mit eigenen Erfahrungen vervollständigen. Dem Wachensturm wird der »legendäre« 10. Mai 1976 in Frankfurt gegenübergestellt, als sich die Spontis wegen des Todes von Ulrike Meinhof in Stammheim Straßenschlachten mit der Polizei lieferten. Ein Molotowcocktail der Demonstranten traf einen Mannschaftswagen, und ein Polizist wäre beinahe bei lebendigem Leib verbrannt. Es gab ein Dutzend Festnahmen, ein Student wurde erst nach vierzehn Tagen und einer massiven Kampagne wieder freigelassen. Die regionale Fernsehsendung »Hessenschau«, die »Bild«-Zeitung und die »Frankfurter Neue Presse« veröffentlichten erkennungsdienstliche Photos von sieben Festgenommenen samt deren Namen. Einer von ihnen lautet Josef, genannt »Joschka«, Fischer. Das war, so Kraushaar, das traumatische Gewalterlebnis der Frankfurter Szene, und niemand konnte es einen Monat später auf dem Anti-Repressionskongreß des Sozialistischen Büros besser artikulieren als Joschka Fischer. Mit der Straßenschlacht hatten die Spontis selber auf der Kippe zum bewaffneten Kampf gestanden, teilte er mit. Die Nähe zum Abgrund konnte einen schwindeln lassen, und klopfenden Herzens übersah man das realpolitische

Resultat des Dramas. Der Anlaß war längst abgehakt, das Zentrum der Betroffenheit hatte sich von Stammheim vor den Römer, zu dir und mir, verlagert.

Keine Macht für niemand, außer für mich. Für den Anarcho-Sponti ebnete die »Politik in der ersten Person« den Weg in Partei und Parlament. Maßlos hat er die Möglichkeiten einer Regierungsbeteiligung übertrieben. Aber die Chancen, die sich dem Minister dann tatsächlich boten, ließ er aus. Fischer hat Tschernobyl oder den Hanauer Korruptionsskandal im Grunde verschlafen. Auch der erfolgreiche Kampf um mehr Krötentunnel unter hessischen Landstraßen macht das nicht wett.

Realpolitik bezeichnet eine Ideologie, keine Praxis. Die schneidende Schärfe ihrer Protagonisten kommt immer weniger daher, daß sie die Verhältnisse, die ja wirklich von Macht und Herrschaft, Gewalt und Vernichtung geprägt sind, treffend zu beschreiben scheinen. Vielmehr wird die populistische, griffige Verkürzung benutzt, um das Beschreiben mit dem Bejahen zu verknüpfen und die Bejahung der Verhältnisse als Beschreibung abzusichern. Das ist die immer klare, immer präzise Botschaft der oft unerträglich banalen »Selbstverständlichkeiten«. Erkennen wird nur als Anerkennen akzeptiert, Ablehnen als Leugnen der Realität verworfen.

Kraushaar sieht in der Realpolitik den Ausdruck intellektueller und moralischer Kapitulation. »Indem sie das Bestehende begrifflich verdoppelt, ebnet sie die qualitative Differenz, den Dreh- und Angelpunkt radikaler Veränderung ein... Das Machen des scheinbar bloß Machbaren ist nicht vernünftig, sondern zutiefst fatalistisch.« Sein Aufsatz fordert dazu heraus, das Niveau des Gemeinschaftskundeunterrichts zu verlassen und die politische Auseinandersetzung wieder aufzunehmen. Auch wenn er von einigen, die es angeht, geflissentlich übersehen werden sollte: Nach dem Abschied von der Revolution, vom Sozialismus, Internationalismus, vom Proletariat und der antiautoritären Erziehung, nach so vielen Adieus steigt die Vorfreude auf den Abschied vom Abschied.

Anmerkung auf Seite 14:

*Kraushaars Studie erscheint Ende Juli in »1999 – Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts«, Heft 3/88, 14 Mark

Konkret 08/88, S. 18

Mohssen Massarrat

Sieg im Golfkrieg

Im Sommer 87 entsandte die US-Regierung ihre Armada in den Persischen Golf, um dort »die Freiheit der Schiffahrt« zu verteidigen. 41 Kriegsschiffe mit ca. 20.000 Mann an Bord sollten die vergleichsweise winzige Marine der Islamischen Republik daran hindern, die Zufahrtswege im Golf zu verminen und Schiffe, die arabische Ölhäfen anfahren, anzugreifen. Doch ist der Persische Golf für die Handelsschiffahrt seitdem deshalb nicht sicherer geworden. Der Iran hörte nicht auf, Öltanker der Verbündeten des Irak zu beschießen. Der Irak intensivierte gor seine Angriffe gegen iranische Öltanker. Mitte Mai zerstörten irakische Bomber den größten Tanker der Welt, der in ironischem Auftrag Öl laden sollte.

Begonnen hatte die direkte militärische Einmischung in das Kriegsgeschehen am Golf, als die kuwaitische Regierung die USA um Geleitschutz für ihre Öltanker ersucht hatte. Diese zeigte den Kuwaitis zunächst die kalte Schulter, änderte später allerdings nicht nur ihre Position, nachdem die kuwaitische Regierung sich mit dem selben Anliegen an die Regierung der UdSSR gewandt hatte. Vielmehr entschied sich der amtierende Verteidigungsminister Caspar Weinberger gleich dafür, die bisher umfangreichste Flotte in den Persischen Golf zu entsenden. Ursprünglich hatte diese Entscheidung der Regierung innerhalb der US-Administration und des amerikanischen Kongresses heftige Kontroversen ausgelöst. Die Kritik daran war von der Sorge und der Angst geprägt, Selbstmordkommandos der Islamischen Revolution könnten mit ihren mit Sprengstoff vollgepackten Kleinbooten – einige Hundert an der Zahl – die Armada in die Luft jagen und den mächtigsten Staat der Welt nach der Geiselnahme der US-Diplomaten in Teheran 1980 und der Vertreibung der US-Truppen aus Beirut 1983 erneut demütigen und ihm einen vergleichbar größeren Schlag versetzen.

Inzwischen ist die massive militärische Präsenz der USA zur Normalität geworden. Die Regierung des Iran hat sich nicht zu Aktionen mit für den Iran völlig unkalkulierbaren Folgen hinreißen lassen. Die US-amerikanischen Bedenken gegen die Präsenz der US-Marine im Golf sind inzwischen offenbar zerstreut. Die oppositionellen Demokraten im US-Kongreß haben sich sogar hinter die Militäraktionen des neuen Verteidigungsministers Frank Carlucci gestellt, bei denen die beiden iranischen Ölplattformen Sirri und Sassan im Golf gesprengt wurden. Von einem Rückzug oder Teilrückzug der US-Flotte aus dem Golf ist nicht mehr die Rede. Vielmehr kündigte Präsident Reagan Ende April unwidersprochen an, die US-Kriegsflotte im Golf um weitere 13 Schiffe zu erweitern. Ende Mai passierte eines der modernsten US-Kriegsschiffe die Straße von Hormus.

Die amerikanischen Kritiker der gegenwärtigen US-Golfpolitik scheinen begriffen zu haben, um was es bei der Flottenpräsenz der USA im Persischen Golf geht. Es geht jedenfalls um mehr als um den bloßen Geleitschutz für die kuwaitischen Öltanker, um wesentlich mehr:

Zuallererst ist es ohne Zweifel das Öl, das die Golfregion zu einer für die USA und die westliche Welt insgesamt äußerst wichtigen Region macht. Über 65 Prozent aller bekannten Erdölreserven lagern in dieser Region und bis zu 30 Prozent der gesamten Weltproduktion wurden in der Golfregion produziert (gegenwärtig ca. 20 Prozent); westeuropäische Staaten decken dort zur Zeit 40 Prozent ihres Ölbedarfs. Für Japan beträgt der Anteil gar ca. 66 Prozent. Ab 1995 sollen die Golfstaaten nach Angaben des US-Energieministers John Herrington über 65 Prozent des Weltölbedarfs decken und somit ihre Monopolposition wiedererlangen. Deshalb soll jetzt schon dafür Sorge getragen werden, daß nach dem Sturz des Schah-Regimes keine weiteren Machtverschiebungen in der Golfregion stattfinden. Weitere sozialrevolutionäre Umstürze in den Ölstaaten könnten den Ölpreis erneut und weit stärker als in der Vergangenheit in die Höhe treiben.

Es geht nicht nur um eine preisgünstige Ölversorgung der westlichen Welt, sondern auch darum, mit diesem Instrument Weltmachtpolitik zu betreiben. Indem die Vereinigten Staaten »westliche Ölquellen« militärisch schützen, können sie ihre westeuropäischen Verbündeten und auch Japan in ihre Globalstrategie einbinden und ihnen bei Bedarf vor Augen führen, wie sehr sie auf die USA angewiesen sind. Politstrategen der USA werden nicht müde, auf die Gefahr hinzuweisen, die Sowjetunion wäre durch den Zugang zum Persischen Golf in der Lage, den Westen zu erpressen. Wenn sich also die Golfregion als Erpressungswaffe gegen andere Staaten so sehr eignet, warum sollten sich die Vereinigten Staaten dieses Instruments nicht bedienen.

Es geht auch um die Sicherung der direkten Kapitalinvestitionen der US-Konzerne. Durch die unmittelbare militärische Präsenz und den Schutz von US-freundlichen Regimen soll dafür gesorgt werden, daß US-Konzerne bei der Auftragsvergabe für gigantische Industrie- und Bauprojekte in der Golfregion nicht zu kurz kommen. Ein Beispiel für solche Interessen ist das Engagement des kalifornischen Konzerns der Familie Bechtel. Dieser Konzern führt gegenwärtig zahlreiche Industrie- und Bauprojekte in der Golfregion durch, so z. B. den Bau der neuen Industriestadt Dschubail in Saudi Arabien (Vertragsvolumen 45 Milliarden Dollar); Aufbau eines petrochemischen Milliardenkomplexes in Janbun; König-Chalid-Flughafen in Riad (3 ,2 Milliarden); die Erschließung des Gasvorkommens in »North Field« in Qatar, das eines der größten Investitionsprojekte dieses Jahrzehnts sein soll. Es dürfte sicherlich nicht ein reiner Zufall sein, daß politische und militärische Architekten der neuen US-Golfpolitik allesamt während bzw. vor ihrer politischen Laufbahn

dem Hause Bechtel gedient haben, so George Shultz als Präsident des Bechtel-Konzerns von 1974 bis zu seiner Ernennung zum US-Außenminister; Caspar Weinberger von 1975 als Chefjustitiar des Konzerns bis zu seiner Berufung als Verteidigungsminister; und der gegenwärtige US-Sonderbotschafter für den Nahen Osten, Philip Habib.

Es geht schließlich auch im Hinblick auf die geographische Nähe der Golfregion zur Sowjetunion um die Verteidigung des kapitalistischen Systems. Alle Veränderungen, die zur Stärkung der sowjetischen Position in der Golfregion führen, insbesondere aber kommunistische Machtergreifungen, sollen verhindert werden.

US-Golfstrategie nach dem Zweiten Weltkrieg

Diese direkten ökonomischen und strategisch-politischen Interessen machen die Golfregion für die USA zu einem geostrategisch in der Tat »lebensnotwendigen« Standort. Folgerichtig waren alle US-Regierungen nach dem 2. Weltkrieg auch bemüht, neben dem ökonomischen auch den politischen und militärischen Einfluß der Vereinigten Staaten in dieser Region auszubauen. So gesehen ist die Golfpolitik der gegenwärtigen US-Regierung die angepaßte Fortsetzung einer Strategie, der alle US-Regierungen seit Eisenhower mit verschiedenen Mitteln folgen:

Eisenhower legte am 5.1.1957 in der nach ihm benannten Doktrin der »Containment Policy« allen Regierungen der Nahost-Staaten nahe, die US-Regierung gegen das Vordringen des Kommunismus um Wirtschafts- und Militärhilfe zu ersuchen. Ihre Entschlossenheit, sich in der Region massiv einzumischen, hatte die Regierung Eisenhower schon 1953 unter Beweis gestellt, indem sie den ersten frei gewählten iranischen Ministerpräsidenten Mossadegh, der die ausländische Ölindustrie im Iran (BP) verstaatlicht hatte, mit massiver Hilfe der CIA stürzte und den zuvor ins Ausland geflohenen Schah Mohammed Reza wieder auf den Thron hievte.

Nach dem Abzug der britischen Truppen aus der Golfregion 1970/71 fingen die Vereinigten Staaten an, das Machtvakuum zu füllen und gingen dazu über, den Iran und Saudi-Arabien als ihre Brückenköpfe in der Region massiv aufzurüsten. Gemäß der Nixon-Doktrin der »Twin Pillar Policy« (Doppel-Säulen-Politik) sollten der Iran und Saudi-Arabien stark genug werden, um aus eigener Kraft nicht nur die innere und äußere Bedrohung der eigenen Regime abzuwenden, sondern darüber hinaus auch die wackelige Macht der Herrscher in den Scheichtümern und anderen arabischen Golfstaaten im Bedarfsfall zu stabilisieren. Tatsächlich rüstete das Schah-Regime die Kaiserlich-lranische Armee binnen zehn Jahren zu einer der modernsten und schlagkräftigsten Armeen in der Dritten Welt auf und erlangte in der Golfregion unbestritten die militärische Hegemonie, bis die Islamische Revolution dieses Regime und damit den wichtigsten Beschützer der US-lnteressen in der Golfregion buchstäblich über Nacht hinwegfegte.

Fortan waren einerseits weitere Ölpreissprünge nicht mehr zu verhindern. Andererseits verloren die USA mit ihrem bedeutendsten militärischen Stützpunkt in der Golfregion real ihre Schutzfunktion über die »westlichen Ölquellen« und damit ihre Erpressungswaffe gegen alle ölimportierenden westlichen Staaten. Tatsächlich waren die EG-Staaten und Japan auch in der Lage, die offenkundig gewordene Hegemoniekrise der westlichen Supermacht zugunsten eines raschen Ausbaus direkter Beziehungen mit den Golf- und Nahost-Staaten zu nutzen. Vor dem Hintergrund solcher Machtverschiebungen innerhalb der kapitalistischen Welt gibt jener, anläßlich der militärischen Besetzung Afghanistans durch die Sowjetunion, durch das Pentagon großangelegte Propagandafeldzug gegen den Zugriff der Sowjetunion auf die »westlichen Ölquellen« mehr über die eigenen Ängste Auskunft, den Zugriff auf die Ölquellen der Golfregion vollständig zu verlieren, als über die vermeintlichen sowjetischen Pläne, durch die Expansion ihres Einflußbereichs auf die Golfregion die Lebensader der kapitalistischen Staaten abzuschneiden.

Die Supermacht Amerika wollte sich mit dem Rausschmiß aus dem Iran und womöglich aus der gesamten Golfregion nicht abfinden. Die verlorengegangene, ökonomisch wie außenpolitisch so herausragende Option im Golf sollte wieder zurückerobert werden. Die Nixon-Doktrin der »Twin Pillar Policy« war dazu allerdings keine taugliche Strategie mehr, hatte doch die Islamische Revolution im Iran dem amtierenden US-Präsidenten Carter gezeigt, auf welch wackligen Füßen diktatorisch herrschende US-Verbündete wie das Schah-Regime, trotz dessen bis zu den Zähnen bewaffnetem Militärapparat, stehen können. Fortan sollten nicht nur neue Verbündete das Schah-Regime ersetzen und »US-lnteressen« in der Golfregion schützen, sondern die USA sollten die Fähigkeiten erlangen, bei Bedarf selbst militärisch zu intervenieren. Die Grundlage einer solchen Strategie schuf in der nach ihm benannten Doktrin der US-Präsident Carter. In seiner Rede zur Lage der Nation am 23. Januar 1980 (elf Monate nach dem Sturz des Schah-Regimes und einige Wochen nach der Geiselnahme amerikanischer Diplomaten in Teheran und der sowjetischen Invasion in Afghanistan) erklärte Carter den Persischen Golf zum Interessengebiet der USA und schlug den westlich orientierten Staaten im Nahen und Mittleren Osten eine gemeinsame und »kooperative Sicherheitspolitik« vor. Die in der »Carter-Doktrin« so formulierte neue US-Strategie für die Golfregion wurde von der Reagan-Administration vollständig übernommen und weiterentwickelt.

Um »vitale Interessen« der USA in der Golfregion notfalls mit Waffengewalt zu verteidigen, organisierte das Pentagon die sogenannten *Rapid Deployment Forces* – RDF – (Schnelle Eingreiftruppe), die sich inzwischen zu einer auf 400.000 Mann angewachsenen mobilen Armee entwickelt hat und jederzeit, nicht nur in der Golfregion, eingesetzt werden kann. Im

Rahmen der »kooperativen Sicherheitspolitik« wurde dem bevölkerungsreichen, aber finanzschwachen Ägypten und dem bevölkerungsarmen, aber finanzkräftigen Saudi-Arabien die Aufgabe zugedacht, gemeinsam die Funktion des Schah-Regimes in der Region zu übernehmen und im Krisenfall der RDF eine umfassende infrastrukturelle und logistische Rückendeckung zu gewähren. Tatsächlich werden seitdem auch gemeinsame amerikanisch-ägyptische Manöver abgehalten, erhält Saudi-Arabien – in der Zeit 1981-1986 mit 15 Milliarden Dollar größter Waffenimporteur der Dritten Welt – umfangreiche Waffen- und Militärausrüstung.

Das innere Band der neuen US-Militärstrategie wäre allerdings logistisch nur dann geschlossen, die US-Regierung würde ihre strategische Option des über den »westlichen Ölquellen« wachenden Weltpolizisten nur dann wieder zurückgewinnen und diese Option gegenüber Westeuropa und Japan glaubwürdig unter Beweis stellen können, wenn es ihr gelänge, in möglichst vielen Golfstaaten militärische Stützpunkte zu errichten.

Diesem Ziel der US-Regierung kam und kommt immer noch der Golfkrieg sehr entgegen, insbesondere nachdem die Revolutionsgarden und die Armee der Islamischen Republik im Golfkrieg die Oberhand gewannen und sich anschickten, für die konservativen Herrscher der Golfstaaten eine reale Bedrohung zu werden. Die verunsicherten Scheichs in Oman, in den Vereinigten Arabischen Emiraten, in Bahrain und der herrschende Clan in Saudi-Arabien, ohne sichere soziale Basis und demokratische Legitimation im eigenen Machtbereich, sind zunehmend bereit, nicht nur die Präsenz der US-Flotte im Golf zu akzeptieren, sondern auch politische Risiken von US-Militärstützpunkten gegenüber der eigenen Bevölkerung in Kauf zu nehmen. In Bahrain sind inzwischen 5.000 US-Soldaten samt Militärausrüstung stationiert.

Tatsächlich kann auch der gegenwärtigen US-Golfpolitik nichts besser ins Konzept passen als die Ängste der Herrschaftscliquen in den arabischen Golfstaaten und die Fortsetzung des Golfkrieges. Um aber die materiellen und moralischen Lasten nicht allein tragen zu müssen, ist die Reagan-Administration bemüht, die Nato-Verbündeten durch Beteiligung an einzelnen Militäraktionen im Golf zu unterstützen, die meisten Regierungen westeuropäischer Staaten verhalten sich gegenüber der US-Golfpolitik aber reserviert.

Für Westeuropa ist die amerikanische Schutzfunktion im Persischen Golf, entgegen naiver oder demagogischer Auffassung mancher US-Spitzenpolitiker (Amerika müsse »immer die Rechnung bezahlen, obwohl wir gar nichts essen«, so der republikanische Fraktionsvorsitzende im Senat, Robert Dole), objektiv eher eine Last. Durch direkte Lieferverträge können EG-Staaten und Japan ihre Ölversorgung einfacher, weil ohne amerikanische Bevormundung, sichern. Die gegenseitige Abhängigkeit, nämlich die Abhängigkeit Japans und der EG-Staaten von den Ölimporten und die noch größere Abhängigkeit der Golfstaaten von Ölexporten, ist die sicherste Grundlage für eine insgesamt reibungslose Energieversorgung aus der Golfregion. Selbst die schlimmste Phase des sogenannten Tankerkrieges im Golf hat den Öltransport nicht sonderlich beeinträchtigen können.

Von der Fortsetzung des Golfkrieges profitieren allerdings keineswegs allein die Vereinigten Staaten, sondern auch andere:

Der Golfkrieg sorgt dafür, daß entgegen weitläufigen Auffassungen das Öl aus der Golfregion die Ölmärkte permanent überschüttet und den Ölpreis nach unten drückt. So zerstritten wie während des Golfkrieges war die OPEC noch nie. So ist sie auch gezwungen, massive Einkommenssenkungen ihrer Mitgliederstaaten hinzunehmen.

Der Golfkrieg sorgt für Hochkonjunktur bei der Rüstungsproduktion – nicht nur durch die Materialschlacht an der Kriegsfront, sondern auch durch die kriegsbedingte Aufrüstung aller Golfstaaten. Frankreich, Großbritannien, Italien, aber auch die Bundesrepublik liefern umfangreiche Waffen und Kriegsausrüstung in die Golfregion.

Die Kriegsparteien Iran-lrak und ihre Verbündeten sind durch den Krieg mit sich selbst beschäftigt, mobilisieren ihre Kraftreserven gegeneinander, anstatt sie für den Aufbau ihrer Gesellschaften für eine gemeinsame Regionalpolitik einzusetzen. Ihre durch den Golfkrieg bedrohlich gestiegene Zerstrittenheit öffnet fremden Staaten Tür und Tor, die politischen Rahmenbedingungen im Nahen- und Mittleren Osten in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Der Golfkrieg ist – so paradox es auch erscheinen mag – zu einem bedeutenden Stabilitätsfaktor für die Weltökonomie und -politik geworden. Es ist daher auch durchaus nicht zufällig, daß bisher keine ernstzunehmende Initiative zur Beendigung dieses inzwischen beinahe acht Jahre dauernden Krieges unternommen wurde. Alle westeuropäischen Staaten verstecken sich hinter ihrer »Neutralität« und rechtfertigen damit ihre nach beiden Seiten gerichteten Waffenlieferungen, die die Kriegsfortsetzung und Zermürbung beider Kriegsparteien ermöglichen.

Am konsequentesten und phantasievollsten bei dieser Kriegsfortsetzungspolitik haben sich allerdings die USA erwiesen. Hatten sie das irakische Regime Husseins zum Kriegsabenteuer ermutigt und dem Irak direkt oder indirekt (laut »Washington Post«) militärwichtige Geheiminformationen geliefert, so lieferten sie dem Iran offenbar seit 1981 ebenfalls Waffen, um den Golfkrieg anzuheizen. Im Zusammenhang mit Enthüllungen zum »Iran Gate-Skandal« hat ein US-Regierungsvertreter gegenüber der »Washington Post« offen zugegeben, daß die Unterstützung der Kriegsparteien dazu diente, »Iran und Irak in einem Patt zu halten«. Hierzu gehörten neben Waffen und Informationen auch gezielte Falschinformationen an beide Seiten.

Die US-Strategie der Destabilisierung und der Rückeroberung verlorengegangener Bastionen in der Golfregion hatte auch ihre Kehrseite: Khomeinis Strategie der Ausbreitung der Islamischen Revolution gegen die »gottlosen Herrscher« der Golfstaaten und die Politik des »großen Satans« Amerika. Je offener die USA den Irak im Golfkrieg unterstützten und je stärker sie ihre militärische Präsenz in den arabischen Golfstaaten ausbauten, desto leichter gelang es Khomeini, den Anti-Amerikanismus in der arabisch-islamischen Welt für eine regionale Offensive der Islamischen Revolution zu mobilisieren, wie der Vormarsch der Schiiten im Libanon und die politischen Unruhen in den Scheichtümern am Golf zeigen. Dennoch geriet die Islamische Republik Iran, nach zahlreichen Erfolgen an der Kriegsfront und einem beachtlichen politisch-psychologischen Aufwind, erneut in die Defensive. Sie mußte innerhalb von wenigen Tagen im April des Jahres eine Reihe von Niederlagen hinnehmen, die ihre Position spürbar geschwächt haben. Mitte April eroberte die irakische Armee die Halbinsel Fao nach über zweijähriger iranischer Besatzung zurück. Für diese Offensive durfte sie zum ersten Mal auch das für den Sieg offenbar logistisch wichtige kuwaitische Territorium betreten.

Am 18. April sprengte die US-Marine die beiden iranischen Ölplattformen Sirri und Sassan und versenkte bzw. beschädigte im Gefolge dieses Angriffes die halbe iranische Marine. Es war die Rede vom »Neun-Stunden-Krieg« zwischen dem Iran und der Supermacht Amerika. Am 24. April kündigte Präsident Reagan an, die US-Kriegsflotte im Golf um weitere 13 Schiffe zu verstärken, um »die Aufgaben der US-Flotte im Persischen Golf auszuweiten«. Am 28. Mai gab Saudi-Arabien den Abbruch seiner diplomatischen Beziehungen zur Islamischen Republik bekannt.

Die empfindlichen Schläge trafen die Islamische Republik nicht zufällig zeitgleich. Zum einen hatten die massiven irakischen Raketenangriffe im Mai auf Teheran tausend Menschen getötet, hunderttausende zur Flucht aus der Stadt getrieben und die Iraner tief demoralisiert. Und zum anderen hatten die mit der Islamischen Revolution im Iran sympathisierenden Entführer des kuwaitischen Jumbos durch ihre gewaltsame Aktion für eine weltweit anti-iranische Stimmung gesorgt. So konnte die US-Regierung nahezu kritiklos diesen Zeitpunkt für einen Schlag gegen die Islamische Republik nutzen. Ihre Rechtfertigung dieses Gewaltaktes, daß »der Iran und sein Volk für fortgesetzte militärische und terroristische Angriffe gegen nicht am Krieg Beteiligte und für die Weigerung, über die Beendigung des Krieges zu verhandeln, sehr teuer bezahlen müsse«, kann freilich darüber nicht hinwegtäuschen, daß der US-Regierung jede Gelegenheit willkommen ist, ihre gewaltsame Golfstrategie der Rückeroberung der mit dem Schah-Regime verlorengegangenen Positionen Stück für Stück umzusetzen.

Die militärische Frühjahrsaktion der USA hat aber auch einen iranisch-innenpolitischen Hintergrund: Seit Anfang dieses Jahres ist erkennbar, daß Ayatollah Khomeini dezidiert für seine islamisch-radikal-reformistischen Anhänger Stellung bezieht, die als »Studenten der Imam-Linie« nach der Revolution die US-Botschaft in Teheran besetzt und 52 US-Diplomaten als Geiseln genommen hatten. Für diese Kräfte waren die Postulate ihres Vorbildes, Diener der »Mostasafin« (der Entrechteten und Besitzlosen) zu sein, wie bloße Floskeln. Sie haben von Anfang an alles daran gesetzt, den Einfluß des Privateigentums und dessen politische Repräsentanz einzudämmen und sich ökonomisch wie politisch neu zu orientieren. Die Besetzung der US-Botschaft oder, wie sie sagten, des »Spionagenetzes der USA im Iran«, war ein entscheidender Hebel der Politik dieser »Studenten der Imam-Linie«. Ihr Einfluß reicht allerdings weit über den Kreis der islamischen Studenten hinaus. Heute scheinen sie in den wichtigsten Institutionen der Islamischen Republik, innerhalb der »Pasdaran« (Wächter der Revolution), bei der »Djehade Sasandegi« (der Aufbauorganisation), in zahlreichen Ministerien und in der Regierung sowie in den Massenmedien fest verankert zu sein.

So schien auch für den greisen Imam, der es immer verstanden hat, sich zum richtigen Zeitpunkt einzumischen, die Zeit gekommen zu sein, politische Rahmenbedingungen im Sinne seiner radikal-reformistischen Jünger neu zu bestimmen. Im Januar bezeichnete er in einer Stellungnahme die Islamische Regierung als Gebot Gottes und als »einen der Grundpfeiler des Islam und bedeutsamer als Prinzipien wie das tägliche Beten, das Fasten und die Pilgerfahrt nach Mekka«. Die Regierung sei befugt, alle notwendigen Maßnahmen, beispielsweise auch das Schließen oder gar das Abreißen einer Moschee, zu ergreifen, sollte sich erweisen, daß dies im Interesse der Allgemeinheit stünde, verkündete er.

In einer weiteren Stellungnahme im Februar entmachtete Khomeini de facto den mehrheitlich als liberal-konservativ geltenden Wächterrat, ein etwa dem bundesdeutschen Bundesverfassungsgericht vergleichbares Verfassungsorgan, dem die Aufgabe zugedacht war, alle Gesetze auf Übereinstimmung mit der Verfassung und dem Islam zu überprüfen. Diese Institution hatte sich zu einem Instrument der Besitzenden entwickelt, das fast alle durch die Regierung und das Parlament verabschiedeten und die Interessen der Wohlhabenden tangierenden Reformvorhaben, wie die Bodenreform und das Arbeitsgesetz, torpedierte. Mit der Entmachtung des Wächterrates scheinen sich nunmehr die politischen Rahmenbedingungen für die längst fälligen sozialpolitischen Reformen erheblich verbessert zu haben, selbstverständlich auf dem Rücken der Reichen, des Mittelstandes und aller politischen Kräfte in den Institutionen und in der Gesellschaft, die den kapitalistischen Weg und die Öffnung des Iran zum Westen befürworten.

Der politische »Linksruck« in der Islamischen Republik hat auch bei den letzten Parlamentswahlen seinen Niederschlag gefunden. Anstatt einer großen Anzahl von Mullahs sind zahlreiche Vertreter der »Imam-Linie« ins Parlament eingezogen.

Die international sonst kaum beachteten inner-iranischen Machtverschiebungen wurden offensichtlich in Washington und den arabischen Golfstaaten aufmerksam registriert. Sie bedeuten schließlich unmittelbar eine beachtliche Schmälerung des Einflusses potentieller Verbündeter der USA. Eine direkte Einbindung des Iran in die US-Golfstrategie wird sich auf den Sankt Nimmerleinstag hinausschieben, ein islamisch staatskapitalistischer Iran könnte auch die sowjetische Position in der Golfregion stärken. Die Radikalisierung der politischen Verhältnisse in der Region und die Bedrohung für die Regime der Golfstaaten könnte als Folge der innenpolitischen Machtverschiebungen zunehmen. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung scheinen die USA, Irak, Saudi-Arabien und Kuwait mit ihren im März und April beinahe gleichzeitig durchgeführten Aktionen (durchaus aus unterschiedlichen Motiven) das gleiche Ziel zu verfolgen: Schwächung der islamisch-radikalen Kräfte im Iran, Verhinderung eines weiteren innen- und außenpolitischen »Linksrucks«, Einschränkungen der Möglichkeiten des Iran, die islamische Revolution zu exportieren.

Ob und in welcher Form Khomeinis Revolutionäre sich von den zugefügten Schlägen erholen und für ihre Strategie der Revolutionsausbreitung neue Wege finden, bleibt ungewiß. Es darf aber angenommen werden, daß die Vereinigten Staaten auch in Zukunft von weiteren eskalierenden Militäraktionen gegen den Iran nicht zurückschrecken werden, um sich den Regierungen in den arabischen Golfstaaten als die unabkömmliche Schutzmacht darstellen zu können.

Konkret 08/88, S. 22

Andreas Herzau

Nachrichten

In einigen australischen Bundesländern ist das Austragen von Kindern durch Leihmütter gesetzlich verboten, wenn diese für ihre Trägerdienste Geld erhalten. Um diese Marktlücke zu füllen, hatte der Bioethiker Paul Gerler, Dozent an der Universität von Queensland, eine Idee: Könnten doch gehirntote Frauen als Leihmütter oder wenigstens als Organspenderinnen dienen, ohne daß diese Geld dafür verlangen könnten. Als geradezu »großartig« bezeichnete der Bioethiker diese Verwendungsmöglichkeiten des ` sonst nutzlosen Lebens. Allerdings müßten die Angehörigen ihre Zustimmung geben. Auch ein Physiologe der Universität in Melbourne sieht keinen Grund, »warum eine solche Schwangerschaft Schwierigkeiten bereiten sollte, solange der verwendete Körper ausreichend ernährt und betreut wird«.

Nicht ohne Stolz wird der genetische Fortschritt auch aus Kuba vermeldet. Die kubanische Superkuh »Ubre Blanca«, Tagesmilchleistung 100 Liter, soll nun genetisch ähnlich beschaffene Nachfahren bekommen. Die neuen Kühe, von denen eine ebensolche Tagesmilchleistung erwartet wird, wurden mittels einer Superovulation und anschließender künstlicher Besamung hergestellt und werden von einer Leihmutterkuh ausgetragen.

Sollte der Versuch fehlschlagen, könnte Abhilfe geschaffen werden. Wird doch jetzt in Kuba ein zweites Zentrum für Gentechnik und Biotechnologie errichtet. Hauptforschungsgebiete sollen die Human- und Tiermedizin, die Landwirtschaft und die Industrie sein.

Derweil bemühen sich hierzulande Frauen den Widerstand gegen Gen- und Reproduktionstechnologie zu organisieren. Dafür findet vom 28. bis 30 Oktober l988 in Frankfurt/M. der zweite bundesweite Kongreß »Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie« statt. Anmeldungen und Informationen bei: Feministisches Frauengesundheitszentrum, Hamburger Allee 45, 6 Frankfurt/M. 90.

Eine Diskussion über eine Mindeststrafe für Vergewaltigte könnte eine Meldung aus Frankreich anregen: Weil eine Frau im Nachtschnellzug Ventimiglia-Nantes die Notbremse zog, als sie vergewaltigt wurde, hat ihr die französische Eisenbahn einen Bußgeldbescheid über 560 Francs (180 Mark) geschickt. Den Vergewaltiger bestrafte ein Gericht zur Zahlung von 560 Francs und zu einem Jahr Gefängnis.

Die DDR versucht, dem internationalen Trend zu folgen. So soll die Zahl der rund 350 Schnellgaststätten in wenigen Jahren verdreifacht werden. Wie der DDR-Fachzeitschrift »Ernährungsforschung« zu entnehmen ist, sei das Land mit einer globalen Entwicklung konfrontiert, deren Herausforderung darin liege, das Fast-Food-Image mit wohlschmeckenden und gesundheitlich empfehlenswerten Speisen zu verbinden. Es sei ein Fehler, die oft geschmähten Hamburger als das »fadeste Produkt auf dem Erdball« oder »schauderhafte Fleischmassenklumpen« zu bezeichnen.

Ganz andere Sorgen müssen sich die Menschen ab Oktober in Ungarn machen, denn dann erscheint erstmals in diesem Land die Zeitschrift »Burda-Moden« in ungarischer Sprache. Startauflage: 50.000.

Zu welchen Wirren Mode führen kann, zeigt die Schuhsammlung von Imelda Marcos, Ehefrau des gestürzten Diktators der Philippinen. Nachdem schon im Februar 1986 3000 Paar Schuhe der ehemaligen First Lady gefunden wurden, sind jetzt weitere 530 Paar entdeckt worden. Ist zu hoffen, daß ihre Nachfolgerin Cory Aquino die gleiche Schuhgröße besitzt.

Die amerikanische Armee in Europa (USAREUR) hat einen neuen Oberkommandeur: General Crosbie E Saint Fast gleichzeitig ist bei der US-Marine in Griechenland eine Stelle frei geworden. Die Verantwortung dafür übernahm die griechische Untergrundorganisation »17. November«. Sie hat den US-Marineattaché William E Nordeen als »einen der ranghöchsten Offiziere der Streitkräfte des amerikanischen Imperialismus hingerichtet«.

Während sich die Roten Brigaden zur Zeit größter Beliebtheit beim bundesdeutschen Kinopublikum erfreuen dürfen, geht die »Affäre Aldo Moro« in Italien weiter: Neun bzw. zwölf mutmaßliche Angehörige der Nachfolgeorganisation der Roten Brigaden, »Unione communisti combattenti« wurden von der italienischen Polizei festgenommen. Dabei wurde eine Waffe

gefunden, die angeblich schon bei der Moro-Entführung verwendet wurde.

Nach längerer Pause meldete sich wie der die Zeitschrift »Radikal« aus dem Untergrund mit neuer Postanschrift: WOZ, Postfach, CH-8042 Zürich. Wer das Fachblatt für Bastelanweisungen und autonomen Diskurs abonnieren möchte, wende sich an genannte Adresse und zwar folgendermaßen: Das Geld für fünf Ausgaben, 40 Mark, wird in einen Umschlag mit der Aufschrift »ZK« gesteckt, dieser dann in einen weiteren Briefumschlag mit der o.g. Postanschrift.

Mit dieser 134sten Ausgabe hat die Radikal-Redaktion vermutlich auch einen neuen Leser gewonnen: Robin Lautenbach, Journalist beim Sender Freies Berlin In einem zehnseitigen Interview wird er erfahren haben, welches Schicksal ihn eigentlich am 8. Dezember 1987 hätte ereilen sollen und warum es nicht so kam. Robin Lautenbach, hatte vergangenen Herbst für die Sendung »Contraste« einen Beitrag über Westberliner und Hamburger Autonome gefertigt. Daß dabei nichts gutes herauskommen kann, war zu vermuten, nicht aber, daß die Autonomen die Faxen dicke hatten und den Autor des Beitrags entführen und verhören wollten. Das Verhör sollte dann als Gegendarstellung an die Medien verteilt werden.

Um die Anzahl der AbonnentInnen des in Westberlin erscheinenden »Volksblatts« zu erhöhen, erschien im Juni eine Anzeige in dieser Zeitung. die für Knast-Abos warb. Quasi in Personalunion von Ursache und Wirkung verkündet dort Prof Dr Wilhelm A Kewenig, Innensenator für Westberlin »Ich begrüße jede Initiative, die darauf ausgerichtet ist, die Eingliederung von Strafgefangenen in unsere Gesellschaft zu erleichtern. Dazu gehört zweifellos die regelmäßige Lektüre einer Tageszeitung...« Er hätte es auch kürzer sagen können: »Ich schicke die Leute in den Knast, schicken Sie die Zeitungen.«

Wie das so mit dem Zeitungslesen und der Eingliederung in unsere Gesellschaft ist, können uns nun Barbara Ernst und Volker Straub erzählen. Beide saßen als Gefangene aus der RAF (Rote Armee Fraktion) mehrere Jahre in Isolationshaft. Am 1. Juli wurden sie entlassen.

Wohl eher zur Aufstandsbekämpfung als zur Verkehrsüberwachung erhält der Bundesgrenzschutz einen neuen Hubschrauber mit einer Reichweite von 1000 Kilometern. Das sind 300 Kilometer mehr als das Vorläufermodell. Aufgabe des »Super-Puma AS 322 L1 « ist: »vor allem dem schnellen Lufttransport von Einsatzkräften bei unfriedlichen Demonstrationen zu dienen«.

Fidel Castro, Staatspräsident und Generalsekretär der Kommunistischen Partei Kubas, empfing im Juni dieses Jahres eine Delegation der »Grünen«. Neben den verschiedensten Themen wurde auch über die Nutzung regenerativer Energieträger wie Sonne und Wind gesprochen. In Zusammenarbeit mit bundesdeutschen Alternativenergie-Herstellern »soll im ersten Schritt eine kubanische Insel vollständig mit alternativen Energien versorgt werden. Es handelt sich dabei um eine noch unbewohnte Insel an der mittleren Nordküste Kubas...« So die Pressemitteilung der »Grünen« . Die gleiche Delegation überbrachte Fidel Castro eine Einladung zur Teilnahme an der IWF-Gegenkonferenz im September 88 in Westberlin. Sollte Castro tatsächlich kommen, wird er eventuell auch als Kundgebungsredner auf der Demonstration gegen den IWF-Gipfel sprechen.

Ellen Olms, AL Westberlin, hat mal wieder gefragt und nichts erfahren, denn: »Es muß um Verständnis dafür gebeten werden, daß die Bundesregierung Fragen nach einer Zusammenarbeit bestimmter Personen mit dem Bundesnachrichtendienst grundsätzlich nicht öffentlich beantwortet«. Auch vertraulich erfuhr Ellen Olms nichts darüber, ob Klaus Barbie nach 1945 für die Organisation Gehlen und später für den BND gearbeitet hat und wie lange diese Zusammenarbeit währte. Das hatte Ellen Olms vom Bundesminister des Auswärtigen erfahren wollen.

Kurt Waldheim, Bundespräsident in Österreich mit Weltkriegserfahrung, ist ein weiteres Mal Opfer geworden. So ist jetzt ein Buch des Bundespräsidenten in den Buchhandlungen zu erhalten, welches der britische Verleger David Frost herausgebracht hat. Titel: »Adolf Hitler – Mein Beitrag zu seinem Untergang«. Demnach ist Waldheim ein unbeschriebenes Blatt, wie die Seiten des Buches.

Levent Sabri Sinirlioglu, Taxifahrer in Hamburg und Identitätsgeber für Ali alias Wallraff, kam in eine Zollkontrolle, mußte sich vollkommen ausziehen. Doch das war nicht genug. Die »Hamburger Morgenpost« gab noch einen dazu und titelte fein und rassistisch: »Wallraffs Türke nackt im Freihafen«.

Weniger fein aber genauso rassistisch: Dr. Eduard Späth, Geschäftsführer der Software-Firma »Polydata«. Erst wollte er den Diplomkaufmann Mehmet Hassonoglu, Bundesdeutscher türkischer Abstammung, als Programmierer einstellen. Warum nichts daraus wurde, erfuhr Mehmet Hassanoglu aus dem Absageschreiben der Firma. Die Zusammenarbeit müsse unterbleiben, weil der junge Deutsche mit dem türkischen Namen kein Verständnis für einen Namenswechsel bekundet habe. Jetzt hat dieser eine andere Stelle und die Firma »Polydata« einen Konkursverwalter.

Das »Karlsruher Kernforschungszentrum (KfK)« hat im vergangenen Monat eine Versuchsanlage in Betrieb genommen, die die Folgen einer Kernschmelze bei einem Atomkraftwerk des Typs »Schneller Brüter« erforschen soll. Gleichzeitig ist bekannt geworden, daß das KfK bereits Anfang der siebziger Jahre zwei Patente in Südafrika angemeldet hatte. Mit Hilfe dieser Patente kann das für den Bau einer Atombombe nötige angereicherte Uran gewonnen werden. Der Vorwurf einer Zusammenarbeit mit dem Rassistenregime in Südafrika hat das KfK als absurd zurückgewiesen. Seit 1975 betreibt Südafrika eine Pilotanlage, die mit den von KfK angemeldeten Patenten arbeitet.

Überhaupt erfreut sich Südafrika reger Handelsbeziehungen mit der BRD. Nach einem Bericht des US-Rechnungshofes erreichte die BRD bereits 1984 mit einem Anteil von 20,4 Prozent am Gesamtimport Südafrikas einen Spitzenplatz Im ersten Halbjahr 1987 konnte diese Position nochmals verbessert werden – mit genau 25,4 Prozent aller Einfuhren des Apartheidstaates. An zweiter Stelle liegt Japan mit 16 Prozent, gefolgt von Großbritannien mit 15,8 und den USA mit 13,4 Prozent. Dies sind fast dieselben Staaten, die auch Hauptabnehmer südafrikanischer Waren sind. Im selben Zeitraum lag Japan mit 23,8 Prozent an der Spitze, gefolgt von Italien mit 17,4, den USA mit 12,6 und der BRD mit 12,1 Prozent. Insgesamt sind das zwei Drittel aller Exporte aus Südafrika.

John Huston drehte 1949 den Film »Asphalt Dschungel« in bestem Schwarz-Weiß. Jetzt wollte der französische Privatsender »La Cinq« den Huston-Film vergangenen Monat ausstrahlen, in einer kolorierten Fassung allerdings. Die Erben des US-Filmregisseurs setzten sich gegen dieses Vorhaben erfolgreich durch. Das Gericht befand nach vierstündiger Beratung, Huston habe sich zu Lebzeiten strikt dagegen gewehrt, daß seine Schwarz-Weiß-Filme nachträglich koloriert würden. Der Privatsender nahm den Film daraufhin aus dem Programm.

Daß die bundesdeutsche Kinokultur bleibt wie sie ist, zeigt die Bilanz der rund 7.500 Videotheken in der BRD. Im Jahr 1987 haben diese, nach eigenen Angaben, circa 1,2 Milliarden Mark umgesetzt und dabei 4,4 Millionen Videokassetten verkauft. Das sind 800.000 Kassetten mehr als im Jahr 1986. Bundesdeutsche Kinos haben dagegen nur 810 Millionen Mark mit 108 Millionen Besucherlnnen eingespielt.

Ronald Reagan, Präsident, bekommt als Dank für die »Festigung der amerikanisch-deutschen Beziehungen« ein Ölportrait seines Lieblingspferdes »El Alamein« geschenkt. Diese letzte Meldung haben wir aus der »WOZ«, wöchentlich erscheinende Zeitung in Zürich, geklaut – ohne die Pointe.

Konkret 08/88, S. 24

Gabriela Simon

Peru im Angebot

Als vor drei Jahren der peruanische Präsident Alan Garcia mit dem IWF brach, indem er den Schuldendienst seines Landes auf einen Bruchteil der Exporterlöse begrenzte, glaubte nicht nur die sozialdemokratische Linke hierzulande, so ließe sich dem Imperialismus beikommen. Heute können die Folgen einer Reformpolitik besichtigt werden, die Peru zwar vom internationalen Kreditmarkt abgeschnitten, dafür aber der nationalen Bourgeoisie zur Ausplünderung überlassen hat: Massenverelendung und fabelhafte Unternehmergewinne. Jetzt erst ist das Land richtig reif für ein Weltbankprogramm

Die VertreterInnen der mehr als 200 Basisorganisationen aus Lateinamerika und Europa, die sich Ende Januar in Lima zu einer internationalen Konferenz über die Auslandsschulden der Dritten Welt versammelten, hätten für ihr Treffen kaum einen symbolträchtigeren Ort finden können. Lima ist mit seinen ausufernden, inzwischen mehrere Millionen Menschen beherbergenden Elendsvierteln nicht nur eine schockierende Metropole der Massenarmut. Lima ist auch der Sitz der einzigen Regierung eines Schuldnerlandes der Dritten Welt, die seit 1985 in offener Konfrontation zum IWF und den Forderungen des ausländischen Bankkapitals agiert.

Fünf Tage lang wurde hier von Frauenorganisationen, Gewerkschaften, kirchlichen Gruppen und Bauernvereinigungen diskutiert, nach einer »gemeinsamen Vision« einer Alternative zur gängigen Schuldenpolitik gesucht. Und während der »Tag, an dem wir den Mut zur Utopie haben werden« heraufbeschworen wurde, waren die Referenzen an den peruanischen Präsidenten Alan Garcia nicht zu überhören. Der Sozialdemokrat Garcia, der im Juli 1985 den Schuldendienst seines Landes einseitig auf einen Bruchteil der Exporterlöse begrenzt hatte und sich bis heute einem Auflagenprogramm des IWF widersetzt, genießt als Symbol des Widerstandes gegen die Verelendungspolitik der Gläubiger nach wie vor große Sympathien.

Doch wie konsequent, wie vorbildlich ist Alan Garcia wirklich? Gewisse Zweifel mußten sich bei den Teilnehmerlnnen der Konferenz einstellen, nachdem sie fünf Tage lang vergeblich auf das Erscheinen des Präsidenten gewartet hatten. Erst recht, als sich allmählich der wahrscheinliche Grund für sein Wegbleiben herumgesprochen hatte: Ein Expertenteam der Weltbank hielt sich in diesen Tagen ebenfalls in Lima auf, um mit Garcia »nicht-offizielle«, d. h. geheime Gespräche zu führen.

Alan Garcia, das langjährige Enfant terrible der internationalen Finanzwelt, ist längst damit beschäftigt, seinen Rückzug in die Wege zu leiten. Ein Beweis mehr für die »Macht«, die IWF und Weltbank ausüben? Oder schlicht für die Korruptheit der Politiker (nicht nur) in der Dritten Welt? Der »Fall Peru«, die derzeit heikelste Herausforderung für die Lateinamerika-Experten der Weltbank, erhellt auch einiges über die Feinstrukturen internationaler Herrschaft, auf die sich der Einfluß von Weltbank und IWF gründet.

Einen Monat später, Ende Februar, ist über die wirtschaftspolitischen Vorschläge der Weltbankexperten zur Lösung des peruanischen Schuldenproblems schon einiges in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber offiziell ist das Thema nach wie vor tabu. »Verhandlungen mit der Weltbank gibt es nicht.« Javier Paulinich, Vertreter des peruanischen Außenministeriums und Spezialist in Sachen Weltbank, ist einer der wenigen, die sich überhaupt auf ein Gespräch einlassen. »Sehen Sie, eigentlich hatten wir immer ein gutes Verhältnis zur Weltbank,« beteuert er etwas verlegen. Das Problem mit der Weltbank sei eher technischer Natur.

Das Problem: Im Mai 1987 hat die Weltbank ihre Kreditlinien für Entwicklungsprojekte in Peru gesperrt, nachdem die Zinszahlungen seit Dezember 1986 ausgeblieben waren. Ein Teil der Experten wurde aus den laufenden Projekten zurückgezogen. Damals hätte es, so Paulinich, einen »negativen Transfer« gegeben, die Zahlungsverpflichtungen Perus waren höher als die Auszahlung neuer Kredite durch die Weltbank. Wirklich nur ein technisches Problem? Die Vorgeschichte des Konflikts legt jedenfalls eine andere Interpretation nahe.

Im August 1986, ein Jahr nach dem Amtsantritt Garcias und der einseitigen Begrenzung des Schuldendienstes, hatte der IWF Peru für »kreditunwürdig« erklärt und das Land dadurch weitgehend vom internationalen Kapitalmarkt abgeschnitten. Zu den wenigen verbleibenden Kreditgebern gehörte

damals die Weltbank, die von der peruanischen Regierung ausgesprochen gewissenhaft mit Zinsen und Tilgungen bedient worden war. Zusammen mit der Interamerikanischen Entwicklungsbank hatte sie zwischen August 1985 und Juli 1986 knapp 50 Prozent der gesamten Finanzmittel erhalten, die Peru für den Schuldendienst aufbrachte.

Aber auch die mustergültige Zahlungsmoral sollte Peru bei der Weltbank nicht viel nützen. Seit August 1986 wurde die Abwicklung bereits zugesagter Weltbankkredite zunehmend schwieriger, die Auszahlungen verzögerten sich, der politische Druck auf die peruanische Regierung wuchs. Ende September 1986, auf der Jahrestagung von IWF und Weltbank in Washington, hatten die Weltbanker der peruanischen Delegation unverblümt erklärt, worum es ihnen geht: Die Wirtschaftspolitik Garcias sei zu sehr an der Wiederbelebung des Binnenmarktes und zu wenig an der Zahlungsfähigkeit

gegenüber den ausländischen Gläubigern orientiert. Durch Lohnerhöhungen und Preiskontrollen könne zwar der nationale Konsum erhöht werden, die Aussichten der Gläubiger, in Zukunft Zinsen und Tilgungen zu erhalten, würden dadurch aber noch geringer. Das »technische Problem« enthüllt sich mithin als Produkt gezielter finanzieller Erpressung.

Was will die Weltbank in Peru?

Nach dem völligen Bruch mit dem IWF war die Weltbank diejenige Institution geworden, die in Peru für eine Änderung der wirtschaftspolitischen Weichenstellung sorgen sollte. Und für Peru wurde umgekehrt die Weltbank nun die einzige potentielle Vermittlerin zum internationalen Bankkapital. Hier liegt, wie schließlich auch Javier Paulinich zugibt, die Brisanz der gegenwärtigen Verhandlungen: »Wir brauchen ein Abkommen mit der Weltbank, um unsere Beziehungen zu den ausländischen Gläubigern zu verbessern.« Nach Lage der Dinge kann dabei nur eines jener »Strukturanpassungsprogramme« herauskommen, mit denen sich die Weltbank seit einigen Jahren in das Management der Schuldenkrise eingeschaltet hat. Im Kern sehen sie die Durchsetzung einer langfristig konzipierten Markt- und Exportorientierung vor, wodurch die Zahlungsfähigkeit des Schuldners wiederhergestellt werden soll.

Eine heikle Angelegenheit, nicht nur für die Weltbank, sondern vor allem auch für die peruanische Regierung. Denn der Kampf gegen die »Schuldendiktatur des Imperialismus« bildet die zentrale politische Legitimationsbasis Alan Garcias. Und die Erinnerung an die katastrophalen Auswirkungen früherer IWF-Anpassungsprogramme ist in Peru noch nicht verblaßt. Die politische Akzeptanz für ein Abkommen mit der Weltbank müßte erst noch hergestellt werden. Für die Experten der Weltbank heißt das: Je »softer« das Programm konzipiert ist, desto besser läßt es sich verkaufen. Um das widerspenstige Schuldnerland Peru zu zähmen, arbeiten sie daher – wie auf inoffizieller Ebene durchsickerte – an einer besonders »weichen«, sozial abgefederten Variante eines Anpassungsprogramms. Aber welche Härten sollen dabei auf die weiche Tour durchgesetzt werden?

Die bisher bekannt gewordenen zentralen Vorschläge heben sich in nichts von den gängigen Programmen zur »Bereinigung« der Märkte ab: Abbau staatlicher Subventionen, »marktgerechte« Preise, Zinsen und Wechselkurse, stärkere Exportförderung. Welche Philosophie sich dahinter verbirgt, verraten die Weltbankökonomen in ihrem Weltentwicklungsbericht 1987, in dem die Reformpolitik der Regierung Velasco zwischen 1968 und 1975 in Peru folgendermaßen eingeschätzt wird: »Durch die unter Regierungsaufsicht stehenden, im Zuge der Landreform geschaffenen Betriebe entfielen die Märkte für die ertragreichsten Böden. Die Regierung teilte auch Kredite direkt zu und führte ein strenges Gesetz zur Arbeitsplatzsicherung ein. Diese Eingriffe reduzierten die Anpassungsfähigkeit Perus an strukturelle Veränderungen ... Die Verkrustungen des Arbeitsmarktes hinderten die Unternehmen daran, Arbeitskräfte freizusetzen, um die Produktivität zu steigern und die preisliche Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern.«

Die »Strukturreformen« à la Weltbank laufen – ähnlich wie die IWF-Programme – darauf hinaus, die Lebensbedingungen der Bauern- und Arbeiterfamilien noch stärker als bisher nationalen und internationalen Konkurrenzverhältnissen unterzuordnen. Garcia muß sich – will er ein Abkommen mit der Weltbank treffen – von seiner Orientierung am Binnenmarkt und der Stärkung der Massenkaufkraft endgültig verabschieden.

Vom Erfolg in die Pleite

»Was wir in den letzten beiden Jahren gegessen haben, kann uns niemand mehr wegnehmen.« Mit diesen wenig tröstenden Worten begann Garcia, nachdem sein Widerstand gegen die IWF-Verelendungsprogramme gescheitert war, schon Anfang dieses Jahres, die Peruaner auf die bevorstehenden härteren Zeiten vorzubereiten. Seit Mitte 1987 waren die Devisenreserven Perus Monat für Monat um durchschnittlich 100 Millionen Dollar geschrumpft. Der Bankrott war nun nur noch eine Frage der Zeit, der sozialdemokratisch angehauchte Populist am Ende seiner Weisheit.

Paradoxerweise hatte ausgerechnet der Erfolg von Garcias »Revolution der Produktion und der Verteilung« das Land in die Pleite geführt. Lohnerhöhungen, Preiskontrollen, Arbeitsbeschaffungsprogramme, niedrige Zinsen und Subventionen für die Privatwirtschaft hatten Peru 1986 und 1987 die höchsten Wachstumsraten in ganz Südamerika beschert – und den peruanischen Unternehmern die höchsten Gewinne der letzten 25 Jahre. Ihre Auslandskonten füllten sich, die Dollarspekulation blühte auf, das peruanische Bankensystem verwandelte sich in eine Drehscheibe der Spekulation und Kapitalflucht.

Offensichtlich war die peruanische Bourgeoisie nicht für eine konstruktive Rolle in Garcias Modell einer binnenmarktorientierten Entwicklung zu gewinnen. Sie handelte als Teil des internationalen Finanz- und Spekulationsgetriebes und verstand es, die wirtschaftliche Wiederbelebung in einen schleichenden Ausverkauf des nationalen Reichtums zu ihren Gunsten umzumünzen.

Im Juli 1987 wagt Garcia schließlich einen beinahe verzweifelten, aber dennoch halbherzigen Schritt nach vorn. Er kündigt die Verstaatlichung der peruanischen Banken, Versicherungen und Investmentfirmen an. Der Dollar-Schwarzmarkt wird verboten. Das Bereicherungsmodell der peruanischen Oligarchie ist ernsthaft in Gefahr. Der Konflikt zwischen Garcias Orientierung an der nationalen wirtschaftlichen Entwicklung und den Interessen der in die internationalen Finanzmärkte integrierten peruanischen Oligarchie wird nun zur akuten politischen Krise. Unter der ideologischen Führung des

Schriftstellers Vargas Llosa lassen sich die Mittelschichten gegen den »staatlichen Dirigismus« und die Gefahr eines »totalitären Systems« mobilisieren. Während die Frauenkomitees in den Elendsvierteln mit Hungerstreiks für Lebensmittelsubventionen und kostenloses Essen für ihre Kinder kämpfen, artikuliert sich auf den Straßen Limas der Protest gegen die staatlichen Eingriffe in die Privatwirtschaft, gegen das »Übermaß« staatlicher Subventionen und die Preiskontrollen, durch die sich Bourgeoisie und Mittelschichten in ihrer Freiheit bedroht fühlen.

Die Initiative zur Bankenverstaatlichung bleibt letztlich Stückwerk. Lediglich die zweitgrößte peruanische Bank, die Banco Wiese, wird unter staatliche Verwaltung gestellt. Um die mit Abstand größte Bank, die Banco de Credito, kommt es zu einem monatelangen Rechtsstreit, der schließlich in Form eines Mitbestimmungsmodells zugunsten der Bankangestellten, aber ohne Interventionsmacht des Staates, beigelegt wird. Weitere Verstaatlichungspläne werden ad acta gelegt.

Zu Beginn des Jahres 1988 hat die peruanische Bourgeoisie nicht nur ideologisches Terrain wiedergewonnen, sondern auch praktisch klar gemacht, wie sie mit der Wirtschaftspolitik Garcias langfristig umzugehen gedenkt. »Der Markt« hat seine Antwort auf Preiskontrollen, überbewerteten Wechselkurs und Importbeschränkungen gefunden: Die produktive Investitionstätigkeit ist vollständig zum Erliegen gekommen, Dollarspekulationen und die Hortung von Waren drohen die Wirtschaft zu chaotisieren. Um die Preiskontrollen zu unterlaufen, wird alles, was nicht niet- und nagelfest ist, ins Ausland geschmuggelt.

Trotz abnehmender Wachstumsraten und sinkender Reallöhne muß immer mehr importiert werden, um den nötigsten Bedarf zu decken. Die Zentralbank hat begonnen, ihre Goldreserven auf dem Weltmarkt zu verkaufen, um die Pleite zu verhindern. In der Presse wird bereits darüber spekuliert, wann die legendären Goldschätze der Inkas unter den Hammer kommen. Peru ist bankrott. Die typischen Probleme der »Abhängigkeit« eines Landes der Dritten Welt beginnen die peruanische Wirtschaft zu paralysieren: wachsender Bedarf an Lebensmittelimporten, defizitäre Handelsbilanz, Dollarspekulation und Kapitalflucht.

Aber was ist eigentlich »abhängiger Kapitalismus«? Und welche Rolle spielt dabei eine Wirtschaftspolitik, die z. B. den Import billiger Lebensmittel begünstigt, um die Löhne niedrig und die Profitrate hoch zu halten?

Die der Oligarchie zu exorbitanten Gewinnen verhilft, und sie noch nicht einmal daran hindert, diese ins Ausland zu schaffen? Alan Garcia wollte die Probleme des abhängigen Kapitalismus überwinden, ohne dessen Strukturen anzutasten. Er hat das Land dem Zugriff des ausländischen Bankkapitals entzogen und es der einheimischen Bourgeoisie überlassen, den nationalen Ausverkauf im Sinne ihrer Interessen zu organisieren.

Das Paket

Anfang März 1988, Lima. Wie immer bilden sich morgens Menschentrauben vor den Zeitungsständen; wie immer studieren diejenigen, die kein Geld haben für eine Zeitung, hier die neuesten Nachrichten auf den Titelseiten. Doch in diesen Tagen werden aus den Menschentrauben oft Diskussionsgruppen, in denen heftig auf die Regierung geschimpft wird. Die Peruaner sind verbittert. Seit der letzten Erhöhung im Oktober sind die Reallöhne um 57 Prozent geschrumpft, aber statt die längst fälligen Lohnerhöhungen anzukündigen, wartet die Presse Tag für Tag mit neuen Hiobsbotschaften auf: Die Benzinpreise sollen drastisch angehoben werden, die Busfahrer streiken für höhere Fahrpreise, die Inflation hat die 140-Prozent-Marke überschritten.

Nur zwei Jahre hat die Schönwetterperiode der populistischen Politik Garcias gedauert; zu wenig, um sich von den Folgen der IWF-orientierten Verelendungspolitik der vorangegangenen Regierung Belaundes zu erholen. Trotz zahlreicher Lohnerhöhungen haben die Reallöhne ihr Niveau von 1982 nie wieder erreicht. Der Mindestlohn deckt nach wie vor nur einen Bruchteil des Existenzminimums einer durchschnittlichen peruanischen Familie. Und jetzt soll es also wieder bergab gehen?

Am 4. März wissen die Tageszeitungen unter Berufung auf Regierungskreise zu berichten, daß Garcia am Sonntag, also in zwei Tagen, ein »Wirtschaftspaket« verkünden wird. Unter anderem sollen die Grundnahrungsmittel um bis zu 100 Prozent teurer werden, Benzin um 70 Prozent. Und die Löhne? Darüber ist nichts zu erfahren.

Angesichts der Krise war ein Austeritätsprogramm von vielen erwartet worden, aber die Härte der angekündigten Maßnahmen wirkt wie ein Schock. In den Nachbarschaftsorganisationen und Frauenkomitees der Elendsviertel wird über Widerstandsaktionen diskutiert. Aber noch wird über den Inhalt des »Pakets« bloß spekuliert. Der Sonntag verstreicht, ohne daß Garcia ein klärendes Wort von sich gibt. Die Verunsicherung der Bevölkerung schlägt sich in panikartigen Hamsterkäufen, leeren Regalen und geschlossenen Läden nieder. Am Montag erklärt eine Sprecherin des Präsidenten, daß Garcia es vorziehe, den für Dienstag angekündigten Busfahrerstreik abzuwarten.

Allmählich wird klar, was hier gespielt wird. Die Regierung wartet die öffentlichen Reaktionen ab, die Stimmung wird getestet. Eingeweihte Kreise wissen, daß an dem Programm noch gearbeitet wird. Garcia treibt sein Spiel mit der Angst vor dem Hunger. Am Dienstagabend verkündet er schließlich eine »gemäßigte« Version seines Austeritätsprogramms. Die Preise für Grundnahrungsmittel wie Brot, Reis, Mehl, Speiseöl, Milch usw. werden »nur« um 30 bis 40 Prozent angehoben.

Der Benzinpreis steigt um 50 Prozent, die Zinsen werden erhöht, die Bustarife verdoppelt; steigen werden außerdem die Tarife für Telefon, Strom und Medizin. Die lange erwarteten Lohnerhöhungen liegen bei durchschnittlich 45 Prozent und gleichen noch nicht einmal den Inflationsverlust der vergangenen Monate aus. Für viele peruanische Familien wird der nun bevorstehende inflationäre Schub, der die monatliche Inflationsrate schon im März auf über 20 Prozent ansteigen läßt, zu einer ernsthaften Bedrohung.

Garcia betont in seiner Ansprache an die Nation die »schwere Krise« des Landes, die den Einstieg in eine »Kriegswirtschaft« unvermeidlich mache. Er spricht viel über »Abhängigkeit« und »Strukturen«. Unter dem Motto »selektives Wachstum« kündigt er die Streichung aller staatlichen Subventionen für Betriebe an, die »nicht-lebensnotwendige« Güter produzieren, was die rezessiven Auswirkungen des neuen Programms noch verstärken wird. Anders als die übliche IWF-Theorie sieht Garcias »Kriegswirtschafts«-Programm eine Serie kleiner Schritte vor. Die Anpassung soll scheibchenweise kommen. Das nächste derartige Wirtschaftspaket wird, so Garcia, in vier Monaten fällig sein. Die spontanen Proteste gegen das Paket halten sich in Grenzen, schließlich ist es ja nur »halb so schlimm« wie ursprünglich angekündigt. Eine große Demonstration von Elendsviertelbewohnerlnnen, ein Protestmarsch der Lehrergewerkschaft, ein paar kleinere Straßenschlachten, die sich Studenten mit der Polizei liefern – das fällt im politischen Alltag Perus kaum aus dem Rahmen. Zumindest kurzfristig scheint also Garcias Kalkül aufgegangen zu sein.

Die Weltbank als Retterin in der Not

Was wird hier eigentlich ausgetestet? Unser Weltbank-Spezialist im peruanischen Außenministerium will die weitgehende Übereinstimmung des Pakets mit den Vorschlägen der Weltbank gar nicht bestreiten. »Eine strukturelle Anpassung ist einfach nicht mehr zu vermeiden,« erklärt Paulinich, während er darauf besteht, daß es mit der Weltbank keine Verhandlungen, sondern lediglich »Konsultationen« gebe. Ob die politische Souveränität Perus durch diesen feinen Unterschied gewährleistet ist?

Wenige Tage nach dem Einstieg in die »Kriegswirtschaft« legalisiert Garcia den florierenden Dollar-Schwarzmarkt und kündigt die Privatisierung einer Reihe staatlicher Betriebe an. Auch über die Einrichtung sogenannter »Freier Produktionszonen«, in denen ausländische Konzerne weitgehend zoll-und steuerfrei für den Weltmarkt produzieren können, wird diskutiert.

Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Programms in den folgenden Monaten sind verheerend. Nach dem inflationären Schub im März sackt die industrielle Produktion im zweiten Quartal dramatisch ab. Anfang Juli kündigt die Regierung erneut drastische Preiserhöhungen an und erteilt endgültig jeder Art von Verstaatlichung eine deutliche Absage. Die Privatwirtschaft, so Ministerpräsident Villanueva, soll als Motor des Wachstums respektiert und gefördert werden.

Wohin die Reise geht, macht schließlich ein Kommentator von »El Comercio«, der Tageszeitung des Bürgertums, klar. »Warum arbeiten wir unter diesen Bedingungen nicht gleich mit der Weltbank zusammen?«, fragt er, denn eine Anpassungspolitik in den zu erwartenden Dimensionen sei ohne »externe Hilfe«, also ohne Zufuhr neuer Kredite und ausländischer Investitionen einfach »zuviel für unsere Ökonomie«.

In der Tat: Der »Erfolg« von nunmehr fast drei Jahren populistischer Wirtschaftspolitik in Peru ist, daß das Land heute selbst unter dem Diktat der Weltbank besser leben könnte als unter dem Krisenmanagement seiner eigenen Regierung. Garcia ist gezwungen, ein für dieses Jahr zu erwartendes Handelsbilanzdefizit von mindestens 800 Millionen Dollar abzubauen. Die Weltbank könnte immerhin einige der damit verbundenen Härten mit Hilfe von Überbrückungskrediten, neuen Finanzmitteln und ausländischen Investitionen mildern.

Für die politische Akzeptanz eines Weltbankprogramms wird nun kräftig mit dem Hinweis auf die neue Flexibilität dieser Institution geworben. Denn neben dem großen marktorientierten Wirtschaftspaket, das die letzten sozialen Halterungen zugunsten der freien Konkurrenz einreißt, pflegt die Weltbank neuerdings auch ein kleines Päckchen für die Armen zu offerieren: gewisse Subventionen für Lebensmittel oder Arbeitsbeschaffungsprogramme in begrenztem Umfang, das sind die Lehren, die die Weltbank-Manager aus der politischen »Instabilität«, zu der die Durchführung von IWF-Programmen in den Ländern der Dritten Welt in der Regel führte, gezogen haben.

Und so wird sich die Weltbank zuguterletzt als Retterin in der Not präsentieren können: nicht nur für die Bourgeoisie, die an einem besseren Zugang zu den internationalen Kreditmärkten interessiert ist, sondern auch für die Armen, deren materielle Situation sich nun ohne Aussicht auf Besserung Monat für Monat verschlechtert. Daß die Rettung auch ihren Preis hat, wer wird sich darüber beklagen wollen? Neben der Unterwerfung Perus unter die Spielregeln der kapitalistischen Marktwirtschaft wird die Weltbank dafür sorgen, daß die internationale »financial community« den Andenstaat wieder auf den ihm zustehenden Platz in der bestehenden Weltwirtschaftsordnung zurückführt: in die Reihe der ordentlich zahlenden Schuldnerländer.

Konkret 08/88, S. 28

Thomas Rothschild

Weiter? Weiter? Weiter?

»Neues Denken«, Glasnost und Perestroika: Sind sie wirklich ein neuer Aufbruch zum Sozialismus? Oder vielleicht der Anfang vom Ende der Revolution? KONKRET setzt in diesem und den folgenden Hefen die Debatte über Gorbatschows Reformpolitik fort

Die Begeisterung über die jüngsten Entwicklungen in der Sowjetunion, die signalisiert werden durch die Schlagwörter Glasnost und Perestroika, scheint allgegenwärtig. Merkwürdige Koalitionen kommen da zustande, und es fragt sich, ob wirklich alle dasselbe meinen, wenn sie aus ihrem Herzen, das überfließt von Liebe zur Sowjetunion, keine Mördergrube machen. Sprechen der Christdemokrat, der gestern noch den Kommunismus als des Teufels fürchtete, und der Kommunist, der gestern noch jene Außenpolitik Breschnews als Friedenspolitik pries, die heute in der Sowjetunion kritisiert und als verfehlt erkannt wird, tatsächlich von der gleichen Sache, wenn sie Gorbatschows Politik bejubeln? Denkt der Anhänger von Reagans Nachrüstungspolitik und der Befürworter des Radikalenerlasses heute beim Klang des Wortes Glasnost tatsächlich an dasselbe wie sein deutscher Nachbar, der wegen dieses Radikalenerlasses nicht in den Schuldienst aufgenommen wurde und in Mutlangen am Sitzstreik teilnahm? Hat Ronald Reagan nun seine Liebe zum Sozialismus entdeckt, oder hat er Grund zur Annahme, daß, was Gorbatschow anstrebt, vom Sozialismus wegführt? Oder vertritt er schlicht die Interessen derer, die zwischen Moskau und Wladiwostock Big Macs und Pepsi-Cola verkaufen wollen, und wenn ja – sind das auch die Interessen all derer, die heute die Glasnost preisen? Der Verdacht drängt sich auf, daß da beständig aneinander vorbeigeredet oder aber daß mit großer Heftigkeit geheuchelt wird.

Zu den eigentümlichsten Formen, seine Vorurteilslosigkeit beweisen und einer fremden Gruppe Lob aussprechen zu wollen, gehört ja die erstaunte Feststellung: »Das sind genau solche Menschen wie wir!« Auf dieser Arroganz, die sich selbst zum idealen Maßstab macht, auf dieser Verliebtheit in den eigenen Mief, beruht auch offenbar bei einigen die neu erwachte Sympathie für die Russen: Solche Spießer, solche miesen Typen wie wir sind die noch allemal. (Wo ist es, das Kollektiv, das empört entgegnete: »Nein, so wie ihr wollen wir nicht sein!«)

Was in den letzten Monaten in der Sowjetunion als Begleiterscheinung der Glasnost an reaktionärem Denken, an rassistischen Vorurteilen und chauvinistischer Borniertheit zum Vorschein kam, liefert nämlich für Linke wenig Ursache zur Euphorie. Unvergeßlich in Erinnerung bleibt uns das Bedauern des bei Pahl-Rugenstein verlegten und von Glasnost-Publizisten gefeierten Schriftstellers Viktor Astafev für die Zarenfamilie, die »von Juden und Letten erschossen wurde, die der unverbesserliche Erzzionist Jurkovskij anführte.« Wer nur ein wenig materialistisch zu denken gewohnt ist, kann nicht daran zweifeln, daß dieses Syndrom weitgehend das Produkt von sieben Jahrzehnten Polizeistaat und mal brutalerem, mal gemäßigterem Terror ist. Es ist schon richtig, daß der lange währende Mißbrauch des Etiketts »Sozialismus« die Verwendung dieses Begriffs als positive Konzeption in der Sowjetunion nahezu unmöglich gemacht hat. Was faschistischen Regimes nie ganz gelungen ist – das Sowjetsystem hat es paradoxerweise geschafft: den Marxismus so effektiv zu diskreditieren, daß es fast keinen anständigen Menschen mehr in seinem Machtbereich gibt, der sich an ihm orientieren möchte.

Aber das kann noch nicht bedeuten, daß, was als Gegenentwurf zu Stalinismus und Poststalinismus angeboten wird, allein deshalb schon zu bejubeln oder gar als progressiv zu feiern wäre. Wer nicht auf den »Sozialismus« eines Stalin oder eines Breschnew hereingefallen ist, hätte es nicht nötig, dessen reaktionäres Gegenstück zu idealisieren. Und wer dieses verurteilt, ohne darauf zu verweisen, daß es gerade in diesem »Sozialismus« und durch ihn heranwuchs, sagt nur die halbe Wahrheit. Die ganze tragische Wahrheit ist: Der »Sozialismus« sowjetischer Prägung, der eben kein Sozialismus ist, hat – etwa in der Organisationsform der Gruppe Pamjat – einen sowjetischen Faschismus geboren, der nun, den Windeln entwachsen und vom Plärrverbot befreit, lautstark nach einer »Perestroika« ganz besonderer Prägung schreit.

Es ist nicht schwer, einzustimmen in die Kritik einer Vergangenheit, die Gorbatschow und seine Reformpolitik nicht nur möglich, sondern sogar nötig machten. Wer jedoch das Lob der Glasnost singt, muß auch sagen, was er sich als Alternative zum Status quo wünscht. Sind es die reaktionären und faschistischen Modelle, wie sie die Gruppe Pamjat propagiert, zu deren Verteidiger sich mehr oder weniger aggressiv solche renommierten Schriftsteller wie Rasputin, Belov und Astafev machen? (Pamjat hat nach Auskunft ihres Sprechers Vasilev allein in Moskau über 20.000 Mitglieder!) Ist es deren als »geistig-religiöse Erneuerung« verniedlichte Ideologie, die der Kölner Slavist Wolfgang Kasack anzupreisen nicht müde wird? Ist es die Einführung von marktwirtschaftlichen Prinzipien, von Rentabilitätserwägungen bei der Produktion, die Bereitschaft, auch offene Arbeitslosigkeit in Kauf zu nehmen? Daß dies Befürwortern der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gefällt, leuchtet schon ein, aber wie ist es zu verstehen, wenn nun ein Friedrich Hitzer, bis Ende 1987, als ihm die DKP wegen seiner Gorbatschow-Euphorie, also wegen zuviel Sowjethörigkeit, die Finanzen entzog, Chefredakteur der Zeitschrift »Kürbiskern«, als Reisender in Sachen einer Glasnost durch die Lande zieht, deren Verhinderung er vor kurzem noch mit markigen Worten verteidigte?

Es sind, wie gesagt, merkwürdige Koalitionen, die da zustande kommen. Noch steht nicht fest, ob sich die Kräfte, die neben und hinter Gorbatschow stehen, werden durchsetzen können. Und wenn das der Fall ist, steht erst recht nicht fest, wer die neue Situation für sich zu nutzen imstande sein wird, ob jene, die mit Gorbatschow die Feinde teilen, oder jene, die ihm ebenso feindlich gesinnt sind wie seinen Feinden, weil ihre Utopien irgendwo im zaristischen Rußland des 19. Jahrhunderts und bei alten geistig-religiösen Werten liegen. Noch steht nicht fest, wohin die Reise geht: in Richtung eines wirklichen Sozialismus (wie ihn etwa der Prager Frühling anstrebte), in Richtung einer bürgerlichen Demokratie (oder wenigstens einzelner demokratischer Freiheiten) oder in Richtung einer klerikal-faschistischen Ordnung.

Jede dieser Möglichkeiten hat ihre westlichen Anhänger, und alle schreien sie Glasnost, hoffend, daß ihre Alternative siegen wird. Wer die Geschichte Rußlands kennt, wer weiß, welche Traditionen ausgeprägt und welche unterentwickelt waren, kann sich die Wahrscheinlichkeiten ausrechnen. (Es ist in diesem Zusammenhang von mehr als nur anekdotischem Interesse, daß in den Jahren, in denen sich der Prager Frühling vorbereitete, es Kafka war, der Chronist einer Welt der Entfremdung und der Bürokratie, der zur literarischen s Leitfigur wurde, und daß es « heute in der Sowjetunion Dostojewskij ist, der religiöse Mystiker X und Verächter des Sozialismus, der « nicht etwa wegen seiner unbestreitbar « überragenden literarischen Bedeutung, sondern wegen seiner Ideologie am meisten «« zitiert und aktualisiert wird.)

Zur Euphorie gibt es wenig Anlaß. Die Sowjetunion ist eine der zwei Supermächte. Ob sie deshalb auch jemals ein Modell einer besseren, einer wahrhaft humanen Gesellschaft werden kann (und nicht nur einer weniger schlimmen als der bestehenden), ist doch sehr zu bezweifeln. Daß unsere Medien, für die die Personalisierung von Politik Prinzip ist, daß unsere Konservativen – Männer machen Geschichte – wie behext auf Gorbatschow-Superman starren, ist nicht weiter verwunderlich. Aber muß es einem, der es ernst meint mit sozialistischer Demokratie, nicht unheimlich sein, wenn alles auf die eine Person Gorbatschow setzt, die dem Volk die Demokratie bringen möge, wie Stalin und Chruschtschow, jeder auf seine Art, einst den Kommunismus zu bringen versprachen?

Erst mal wird freilich, von Linken wie von Rechten, der Marktwert der Glasnost erkannt und ausgebeutet, wie es kapitalistischer Gepflogenheit entspricht. Da fragt man dann nicht so genau nach, was Gorbatschow eigentlich will: einen Sozialismus, der diesen Namen verdient, eine längst fällige und für das Land überlebensnotwendige technologische Modernisierung, zu deren Durchführung eben auch einige liberaldemokratische Reformen nötig sind, oder gar eine teilweise Rückkehr zum Kapitalismus? Erst mal bringt man die Prawda auf deutsch an die Kioske. Und da nur die Schlagzeilen gelesen werden, bewundert jeder die Häufigkeit, mit der Glasnost und Perestroika diskutiert werden, ohne zu bemerken, daß das in eben jener phrasenhaften, verlogenen Deklarationssprache geschieht, in der seit einem halben Jahrhundert die von oben verordnete Politik kommentiert wird.

Da kündigt die Basler Zeitung auf ihrer Titelseite einen Perestroika-Bericht an mit den Worten: »In der Moskauer Theaterlandschaft tut sich Aufregendes.« Über dem Artikel im Innern des Blattes wiederholt eine Schlagzeile, wie die Autorin die Moskauer Theaterlandschaft erlebt habe, sei »ganz schön aufregend«. Damit ist der gegenwärtigen Rußlandeuphorie Genüge getan. Wer stößt sich dann noch daran, daß man im Artikel selbst liest: »Im Augenblick jedenfalls scheint sich tausendmal mehr im Verlags-und Zeitungswesen, am Arbeitsplatz und auf der Straße als im Theater zu tun.« Und: »Nun gut, die Krise des sowjetischen Theaters dauert, trotz aller Öffnung und Umstrukturierung, noch an. Formen einer neuen Ästhetik, einer überzeugenden eigenen Sprache sind nur vereinzelt erst und in Ansätzen zu finden.«

Es ist nicht zu übersehen: Glasnost und Perestroika dienen allen möglichen Leuten in Wirtschaft, Politik und vor allem im Journalismus dazu, auf ihnen ihr Süppchen zu kochen, und jeder meint etwas anderes damit. Wie sollte auch ein Kohl oder ein Lambsdorff, wie sollte einer ihrer Anhänger sich darüber freuen, wenn Gorbatschow tatsächlich einen attraktiven einen effizienten Sozialismus aufbauen wollte? Wie sollte andererseits jemand, der noch eine sozialistische Utopie träumt, wirklich in Begeisterung geraten darüber, daß nun auch die Sowjetbürger in den Genuß des »Vorwärts« kommen?

TASS meldete, daß auf Platz 1 der sowjetischen Hitparade ein Song von Modern Talking stand. Das also ist das Resultat von siebzig Jahren dessen, was manche für sozialistische Erziehung halten: daß die Leute, wenn sie nur dürfen, wie sie wollen, so ziemlich den größten musikalischen Schwachsinn kaufen, den die Welt zur Zeit zu bieten hat. Mehr noch: Vor kurzem tourte eine lettische Sängerin durch die Bundesrepublik – ihr Name ist Schall, viel Schall und auch etwas Rauch, und Schall und Rauch soll er auch bleiben – , die zu ihren epigonalen Disco-Songs auf der Bühne zackig herumhopst wie eine aufgezogene Spielpuppe, umtanzt von drei Männern, die sich bemühen, ihrer Balzchoreographie jeden denkbaren Anschein von Intelligenz auszutreiben, und von drei Damen, die sich noch die letzte Spur von menschlicher Individualität aus dem grinsenden Gesicht geschminkt haben und deren exhibitionistisches Gefeixe nicht eben den Idealen welcher Frauenbewegung auch immer entsprechen dürfte. Das ist nichts als die schlechte Kopie des an sich schon deprimierend läppischen amerikanischen Entertainments.

Es gab Zeiten, da galt für die sozialistischen Länder, ja für jeden guten Kommunisten: Die Sowjetunion ist unser Lehrmeister. Was sie tat, war nachzuahmen.

Einer der besten ungarischen Filme des vergangenen Jahres dokumentierte die erste Miß-Wahl des sozialistischen Donaustaates. Er zeigte, wie da, von Wien aus und unter korrupten Umständen, die Schönheitskonkurrenz vorbereitet und durchgeführt wurde, wie die Siegerin, fast noch ein Kind, von westlichen Geschäftemachern ausgenommen und zerstört wurde, um schließlich, kaum war der Film abgedreht, Selbstmord zu begehen.

Die Zeiten sind nicht mehr wie früher. Heute ist Ungarn: genauer: via Ungarn der Westen das Vorbild für den Großen Bruder. Zu Chruschtschows Zeiten erzählte man sich noch den Witz, wie Nikita Sergejewitsch, bestrebt, auch in der UdSSR den Striptease einzuführen, sich von einer rundlichen Kolchosleiterin, die ihm aber als altes und verdientes Parteimitglied empfohlen wird, einen solchen vorführen läßt und anschließend zu Nina sagt: »Ich begreife nicht, was die im Westen daran finden.« Inzwischen hat man, im Zeichen der Glasnost, auch auf diesem Gebiet hinzugelernt. Nun hat auch die Sowjetunion ihren Schönheitswettbewerb. Die siebzehnjährige Miß erhielt nicht nur eine brillantenbesetzte Uhr und eine Mittelmeerkreuzfahrt als Preis, sondern auch einen Vertrag mit einer westdeutschen Frauenzeitschrift.

Sollen wir die Glasnost tatsächlich daran messen, wieviel MacDonalds in der Sowjetunion eröffnen, wieviele Hektoliter Pepsi-Cola dort verkauft werden und wie vertrottelt die Unterhaltung sein darf? Ist das der Hintergrund für Reagans neuerwachte Sympathie für die Sowjetunion und doch nicht seine bekannte sozialistische Gesinnung? Gibt es zum Stalinismus, der auch ein Breschnewismus sein kann, tatsächlich keine andere Alternative als die Segnungen des american way of life?

Zur Erinnerung: Es existierte mal die Utopie von der allseitig entfalteten Persönlichkeit, von Egalität und Emanzipation. Sie ist im Kapitalismus ebensowenig realisierbar wie in jenem System, das sich bislang sozialistisch nannte, ohne es zu sein. Wäre diese Utopie nicht nach wie vor noch ein Programm für Glasnost und Perestroika? Oder meinen diese Schlagwörter wirklich nur Rentabilität, Konkurrenz und Selbstregelung des Marktes? Deren materielle Vorteile (für manche) und deren deformierende Nebenwirkungen (für alle) kennen wir schon. Das allein macht uns nicht neugierig. Ein bißchen mehr dürfte es schon sein. Das würde Gorbatschow vielleicht ein paar seiner neuen Bewunderer in den Industriellenverbänden und konservativen Parteien kosten, aber es wäre doch mal was Neues.

Die Gorbatschowschen Reformen sind ja nicht zuletzt deshalb gefährdet, weil sich die Massen der Bevölkerung kurzfristig von ihnen keineswegs nur Vorteile versprechen dürfen und sie daher schwer zu gewinnen sind. Es sind im wesentlichen die Intellektuellen, die diese Politik unterstützen und denen bewußt ist, daß ihr Ende unvermeidlich zu einem reaktionären Roll back im Sinne der stalinistischen Bürokratie führen würde.

Andererseits kam die Glasnost nicht so plötzlich, wie es den meisten westlichen Beobachtern erschien, und sie ist auch keineswegs so wirksam, wie gelegentlich suggeriert wird. Vieles, was in der Tschechoslowakei 1968 innerhalb kürzester Zeit realisiert wurde, scheint heute in der Sowjetunion noch außer Sicht. Im wesentlichen greift die Glasnost im Kulturbereich, und auch dort nur begrenzt. Die Theaterbeobachterin der Basler Zeitung hat schon recht. Grundlegende, radikale Erneuerungen, sowohl ästhetisch wie auch thematisch, sind im gegenwärtigen sowjetischen Theater noch kaum zu erkennen, Veränderungen fanden am ehesten noch in der Organisation statt. Westlichen Journalisten aber genügt es, daß ein sowjetischer Künstler von sich behauptet, er sei ein mutiger Verfechter von Gorbatschows Reform, und schon feiern sie ihn.

So werden bei Filmfestspielen zusammen mit Regisseuren, die jahrelang nicht produzieren durften oder deren Filme nicht gezeigt wurden, auch gleich jene prämiert und gefeiert, die stets ihre Nase im Wind hatten, sogar an der Behinderung ihrer Kollegen beteiligt waren. Theaterregisseure und Schriftsteller, die stets den Tätern näherstanden als den Opfern, lassen sich von uninformierten westlichen Publizisten als Vertreter der Glasnost preisen. Auf dem Theater ist Michail Schatrow einer der wenigen, die tatsächlich für sich beanspruchen können, der Glasnost das Wort zu reden. Andererseits waren seine Stücke schon seit dreißig Jahren widersprüchlicher, als man im Westen wahrhaben wollte, wenn man sie überhaupt kannte. In seinen jüngsten Stücken »Diktatur des Gewissens« und »Weiter! Weiter! Weiter!« ist Glasnost jedoch zugleich Thema wie auch Strukturprinzip. Doch auch da melden sich die westlichen Heuchler zu Worte. Friedrich Hitzer beklagt heute in bezug auf Schatrow ein System der Zensur, dessen Kritiker er früher als Hetzer denunzierte.

Ähnlich rasche Wandlungen gibt es zur Zeit massenhaft in der Sowjetunion selbst. Es stellen sich ein paar Fragen: Hat niemand, kein Schriftsteller, kein Theatermensch vom alten System profitiert? Wer wurde wie zur Verantwortung gezogen? Welche Themen sind neu, sind heute vom Tabu befreit? Da ist zwar schon Erstaunliches passiert. Genau genommen aber dokumentieren auch die jüngsten Theaterstücke, Bücher, Zeitungsartikel bloß nur wieder eine Orientierung nach oben. Themen der verordneten Reform, wie etwa der Alkoholismus, werden zum Beispiel auf die Bühne gebracht, aber eine Analyse der gesellschaftlichen Strukturen findet auch heute kaum statt.

Warum setzen sich gerade Intellektuelle und Künstler für Glasnost und Perestroika ein? Weil sie keine Machtposition zu verlieren haben, und wenn doch, dann ist ihnen ein Einschwenken aus Opportunismus möglich. Sie brauchen wieder nur, wie gewohnt, von oben deklarierte Thesen zu illustrieren. Darin sind sie ihren westlichen Kommentatoren gar nicht so unähnlich: Was dort die Partei bewirkt, erreichen hier Markt und Mode. Das Produkt muß »verkauft« werden. Das gilt für

das Produkt Glasnost & Perestroika nicht anders als für Coca Cola. Also benötigt man grelle Labels, superlativistische Bewertungen, den Verzicht auf Differenzierung und Kenntlichmachung der Widersprüchlichkeiten. Das Resultat ist unser westliches Bild von den Vorgängen in der Sowjetunion. Wer hat den Nutzen?

Konkret 08/88, S. 32

Otto Köhler

6x Gold und Leder

Zu ihrem 40. Geburtstag feiert eine sechsbändige, mehr als tausend Mark teure »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« den Rechtsnachfolgestaat des Dritten Reichs als das, was er ist oder doch sein soll: ganz der Papa (ober ohne braune Falten)

Vorstandsvorsitzender Gerhard Löwenthal begrüßte die Vertreter von Bundeswehr und Bundesgrenzschutz und dankte – Helmut Kohl war gern gekommen – dem Bundeskanzler, weil er bei uns die »Kulturrevolution gestoppt« und die Wende eingeleitet hat, die zu einer »geistigmoralischen Gesundung des deutschen Volkes« führt. Das freute den Kanzler, der gerade aus einer Flugbenzin-Diskussion kam, aber sehr. Er gratulierte den Preisträgern und brachte dabei seinen Respekt und seine Anerkennung zum Ausdruck: »Sie haben wichtige Anregungen und Stöße in die richtige Richtung gegeben.«

So geschah es am letzten Juni-Samstag. Helmut Kohl ist nach München geeilt zur Verleihung der Adenauerpreise durch die rechtsextremistische Deutschlandstiftung seines Freundes und Reisebegleiters nach Israel, des Alt-Nazi Kurt Ziesel. Einer der Preisträger mit der richtigen Richtung ist der Kölner Geschichtsprofessor Andreas Hillgruber, der im Historikerstreit von uns verlangte, wir sollten uns lieber mit dem geschlagenen Nazi-Heer als mit den ermordeten Juden identifizieren. »Sie haben Freunde, die stolz darauf sind, Sie in ihrer Mitte zu wissen«, erklärte ihm in München – völlig richtig – sein Laudator und Kölner Historiker-Kollege Hans-Peter Schwarz, ein anspruchsvoller Vernichtungsspezialist: den Sozialdemokraten hat er soeben in einem von der Bundeszentrale für politische Bildung verbreiteten Pamphlet vorgeworfen, daß sie die Kraft zum »politischen Vernichtungskampf« gegen die Grünen nicht aufgebracht hätten. Solch ein Mann hatte zweifellos die besten Fähigkeiten mitgebracht, den zentralen Teil der sechsbändigen »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« zu schreiben, die rechtzeitig zu den bevorstehenden Jubiläumsfeierlichkeiten – BRD wird 40 – gemeinsam von Deutscher Verlagsanstalt und dem F. A. Brockhaus-Verlag abgeschlossen wurde. Und da zu fürchten ist, daß auf die Prachtausgabe mit graurotgoldenem Leder(je 220 Mark) oder Leinen-Rücken (je 168 Mark) und eingeprägtem Staatsraubtier und sämtlichen Bundesverdienstkreuzen auf vornehmen Hochglanzfarbtafeln im kommenden Jubeljahr auch noch eine billige Taschenbuchausgabe folgt, kann gar nicht frühzeitig genug gewarnt werden.

Ziesel-Redner Hans-Peter Schwarz, der den zweiten und den dritten Band über »Die Ära Adenauer« schrieb, würdigt die fünfziger Jahre als – diesen Einfall muß man haben – das »augusteische Zeitalter des liberalen Kapitalismus«. Er weiß auch woher es kommt: nicht allein von Adenauers ehrwürdiger Vater-Figur, sondern von einem gar nicht so unbekannten Übervater. Aber der Reihe nach.

»Wir haben das Glück erfunden« – so formuliert Schwarz die Bilanz der Westdeutschen über die Fünfziger Jahre. »Glück« war, ja »ein unwahrscheinlicher Glücksfall« war – wie Schwarz unter Berufung auf William S. Schlamm erforscht hat – »für Deutschland und den ganzen Westen, daß das erste Jahrzehnt der deutschen nachnazistischen Rekonvaleszenz von der ruhigen Männlichkeit Dr. Konrad Adenauers bestimmt wurde« – er war der »Mann, den die nervenzerrütteten Deutschen brauchten«. Buerlecithin flüssig für ein ganzes Zweidrittelvolk.

Denn die Deutschen in der »Ostzone« – wie Schwarz mit bewundernswerter Beharrlichkeit auch für die Jahre nach Gründung der DDR gern schreibt – mußten weiterhin in einem »Gebilde« leben, dessen »politische Wirklichkeit« an die »schlimmsten Jahre des Dritten Reiches« erinnerte. Schwarz, der in solchen Fällen bemerkenswert antifaschistisch sein kann: »Einem derartigen Gebilde kann keine Staatsqualität zuerkannt werden. Was sich als Deutsche Demokratische Republik aufspielt, ist 'die Ostzone – mehr nicht.«

Wir im Westen hatten es da viel besser, denn wir hatten das Glück, an die besten Jahre des Dritten Reiches anknüpfen zu können. Uns kam beim sozialisierungsfreien Wiederaufbau zugute, daß »bereits in den letzten Jahren der Wirtschaftsplanung des Dritten Reiches unter Albert Speer umfangreiche« – so kann man nennen, was das großdeutsche Kapital in ganz Europa zusammengeraubt und durch Sklavenarbeit erwirtschaftet hat: – »Modernisierungen vorgenommen worden waren, die jetzt späte Früchte trugen«.

Und dann kam ja noch der erwähnte Vater. Geduld, vorher hatte Ludwig Erhard – nein, er ist nicht Vater des Wirtschaftswunders – einige Schwierigkeiten nach der Währungsreform: die Preise stiegen und die Arbeitslosenzahl nicht minder, trotz der »den Gewerkschaften abverlangten Lohndisziplin« lebten 14 bis 17 Millionen Nichterwerbstätige – wie Schwarz einräumt – »am Rande des Existenzminimums«.

Doch dann kam »im richtigen Augenblick Glück« oder – um den von Schwarz inflationär gebrauchten Ausdruck abzuwandeln – wir hatten ein Riesenschwein: »Die Durststrecke des wirtschaftspolitischen Kurses von Ludwig Erhard ging zu Ende, als der Korea-Boom voll einsetzte.« Ja, Schwarz redet nicht darum herum: »Der Korea-Krieg, der sich bis zum Frühjahr 1953 hinschleppte, führte zu einem weltweiten Rüstungsboom. Auch die deutsche Exportwirtschaft« – er meint die bundesdeutsche – »wurde von seinen Auftriebskräften voll erfaßt und« – Schwarz scheut das geächtete Wort nicht: – »profitierte enorm von der einmaligen Konstellation.«

Unser himmlischer Vater hatte uns nicht im Stich gelassen und Schwarz findet das gut: »Der Koreakrieg war also in diesen Jahren der Vater aller Dinge: nicht nur der Souveränität und der Bundeswehr, sondern – wenigstens zum Teil – auch des deutschen Wirtschaftswunders.«

Des bundesdeutschen, denn die DDR hatte nicht solch einen guten Vater. Gewiß, Adenauer-Spezialist Schwarz – er sitzt an einer dicken Adenauer-Biographie, von der der erste Band erschienen ist, und gibt alle nur möglichen Adenauer-Briefe und Adenauer-Teegespräche heraus – verteidigt mit mannhafter Quellenverachtung, ohne den Spott der Fachkollegen zu scheuen, seinen Kanzler gegen jeden Vorwurf des Separatismus: »Residualer Reichspatriotismus« – mein Großes Duden-Wörterbuch kennt nur *Residual*harn – »und realpolitische Nüchternheit sind in seiner Person eben eine engere Verbindung, als er sich eingestehen wollte«, glaubt Schwarz und entdeckt, daß bei Adenauer »in allen Überlegungen zur deutschen Frage das Mitgefühl mit den Deutschen in der Ostzone eine maßgebende Rolle« spielt. Denn Adenauer, der von den Nazis mit solch dicken Pensionen und Nachzahlungen verfolgt wurde, daß er sich unter Hitler eine schöne Villa bauen konnte, »hatte es selbst erlebt, was es bedeutet, im Käfig einer totalitären Diktatur zu sitzen, und wußte daher, wie den Landsleuten in der DDR zumute war.«

Unser Glück, das mit dem Krieg in Korea 1950 begann, steigerte sich noch bis zur Pariser Gipfelkonferenz von 1960, die mit einem Eklat endete: »Es war daher mehr als ein Glück, daß der Abschuß eines amerikanischen U-2-Auflklärungsflugzeuges über der Sowjetunion am 1. Mai 1960 die ganze Konferenz ins Wanken brachte.«

Wäre die Konferenz erfolgreich gewesen, hätten wir – zu unserem Unglück – viel Land im Osten verloren: »Eisenhower home, Chruschtschow durch das Angebot einer westlichen Garantie der Oder-Neiße-Linie kompromißbereit zu machen« – die Entspannung drohte. Als die Konferenz platzte, sagte Adenauer, wie Schwarz gerührt zitiert, zu seinem Staatssekretär: »Entschuldigen Sie, Herr von Eckhardt, wenn ich jetzt kölnischen Dialekt spreche. Wir haben nochmals fies Jlück jehabt!«

Ja, so war das noch, wie Historiker Schwarz sich wehmütig erinnert, beim alten Adenauer, der »auf dramatisch inszenierte Kniefälle verzichtete« und stattdessen den Nachbarn Deutschlands »durch praktische Politik die Gewißheit zu vermitteln« wußte, daß »die Deutschen aus den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit gelernt hatten«. Nach ihm wurde mit überflüssigen Kniefällen alles verspielt: »In der Frage der Ostgebiete ist Bonn Anfang der siebziger Jahre faktisch zu Kreuze gekrochen. An das Offenhalten der nuklearen Option war bald nicht mehr zu denken.«

Welch ein Fehler. In den Jahren vorher hatten die »gemäßigten Parteien sich selbst zu Sprechern nationaler Forderungen« gemacht, und die Rechnung ging auf: sie verhinderten so »nationalistische Übersteigerungen«. Ergebnis: »Bald wurde deutlich, daß eigentlich alle Soldatenverbände, trotz gelegentlicher rednerischer Exzesse, mitsamt ihren Vorständen eine gemäßigte Außenpolitik unterstützten und für den Rechtsextremismus wenig übrig hatten.« Auch die SS bekannte sich zu diesem gemäßigten Staat, Schwarz immer wörtlich: »Nicht einmal die besonders umstrittene HIAG, die 'Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit' ehemaliger Waffen-SS-Angehöriger, wurde zu dem befürchteten neonazistischen Kristallisationszentrum.«

Wozu auch, ihr bester Gehilfe bei der Vorbereitung der Judenvernichtung war als Staatssekretär im Bundeskanzleramt Adenauers rechte Hand. Aber nein, sagt Schwarz, Hans Globkes Kommentare zu den Nürnberger Rassegesetzen zielten darauf ab, »die diskriminierenden Gesetze durch Interpretationen abzumildern«. Und: »So hatte der Kanzler, der ja selbst im Dritten Reich genug gelitten hatte, keine Bedenken, Globke zur Schlüsselperson für den Aufbau des Bonner Staatsapparats zu machen.« Stärker noch: »Paradoxerweise war es gerade der wegen seiner Tätigkeit im Dritten Reich unentwegt angefeindete Staatssekretär Globke, der im Auftrag des Kanzlers dafür Sorge getragen hat, in die Schlüsselpositionen der Ministerien republiktreue, durch keine gravierende NS-Vergangenheit belastete Beamte zu plazieren.« Schließlich hatte Globke doch schon »gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime nach besten Kräften aus dem Staatsapparat heraus Widerstand geleistet«.

Schwarz hat für diese exklusiven Informationen eine hervorragende Quelle: das von der Konrad-Adenauer-Stiftung 1980 herausgegebene Buch: »Der Staatssekretär Adenauers – Persönlichkeit und politisches Wirken Hans Globkes«. Einer der kenntnisreichsten Mitarbeiter des Bundes: Friedrich Karl Vialon, der 1958 unter Globke Ministerialdirektor im Bundeskanzleramt wurde und es nach dessen Weggang 1962 wieder verließ. Vialon war von Globke zum Berater des Kanzlers in Wirtschafts- und Finanzfragen bestellt worden. Vialon war sachverständig. Unter Hitler sammelte er in den estnischen, lettischen und litauischen Gebieten das Vermögen von 118.430 jüdischen Menschen ein, die von Sonderkommandos ermordet worden waren.

Der Name Vialon – immerhin einmal eine von vielen Affären dieser Art – kommt im Textteil keines der sechs Bände vor, die die Geschichte der Bundesrepublik beschreiben sollen. Und auch die anderen Bände können – vielleicht mit einer Ausnahme – neben dem von Schwarz verfaßten dritten und vierten Band über die Adenauer-Zeit bestehen.

Den ersten Band »Jahre der Besatzung 1945-1949« schrieb einer, der von Tübingen aus – wie soeben die »Süddeutsche Zeitung« enthüllte – mit Globke im Bonner Kanzleramt ständig im Telefon-Kontakt war: Theodor Eschenburg, ordentlicher

Professor für Politikwissenschaft. Doch der Band ist ein erfreulicher Etikettenschwindel. Vorne drauf steht nur Eschenburg, hinten ist er der einzige, der als »Der Autor« vorgestellt wird, doch in Wirklichkeit haben zwei eher nüchterne Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte – Wolfgang Benz und Hermann Graml – den größten Teil des Bandes geschrieben.

Wieder auf dem Niveau der vierte Band »Von Erhard zur Großen Koalition. 1963-1969«. Er stammt – sieht man von einem einleitenden und von Selbstkritik freien Essay des Faschismusforschers Karl Dieter Brachers ab (»Bald bemächtigte sich indessen die studentische Protestbewegung der bislang seriösen 'Faschismusforschung' ... «), ganz allein von dem Bonner Historiker Klaus Hildebrand, der im Historikerstreit als »einer der letzten Großmeister der tönenden Suada« (Hans-Ulrich Wehler) seinen überzeugenden Auftritt hatte. Hildebrand begrüßt die große Koalition mit Kurt Georg Kiesinger und Willy Brandt, »das Zusammenwirken zwischen Kanzler und Vizekanzler... deshalb, weil sich ein als Mitläufer eingestuftes ehemaliges Mitglied der NSDAP und der so lange scheel angesehene Emigrant trotz mancher persönlicher Abneigung doch gegenseitig Ehrenhaftigkeit testierten«. Tatsächlich hatte Kiesinger seit 1966 öffentlich keinerlei Ressentiments mehr gegen Brandt geäußert, obwohl der – im Untergrund! – gegen Kiesingers einstigen Dienstherren und Parteivorsitzenden gewühlt hatte.

Schon im zweiten Band hatte Hans-Peter Schwarz auf die Gemeinsamkeiten von Leuten wie Brandt und Kiesinger aufmerksam gemacht: »Ihr aller Schicksal war in der einen oder anderen Weise der totale Staat geworden.« Und jetzt, nachdem sie »ihre Erfahrungen mit dem Totalitarismus gemacht hatten«, waren sie – Henker wie Opfer gleichermaßen – »bereit, sich auf die freiheitliche Demokratie einzulassen«.

Und wieder – hier im vierten Band – Großmeister Hildebrand über die Großmut von PG Kiesinger gegenüber dem »ehemaligen kommunistischen Funktionär« Herbert Wehner: »Nicht zuletzt das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern aber eröffnete die Möglichkeit, die deutsche Vergangenheit nicht mehr allein als lähmende Belastung zu empfinden. Vielmehr machte es, in der jeweils geläuterten Haltung beider Partner, die Chancen des Neuanfangs in einem frei, demokratisch und parlamentarisch verfaßten Zusammenwirken aller Kräfte deutlich erkennbar.«

Wozu aber der Neuanfang der von den Nazismus, SAPismus und Kommunismus geläuterten Herren? Das steht – obwohl es doch so klar war – bei Hildebrand erst viele Seiten weiter in der BRD-Geschichte. So: »... mußten die führenden 'Genossen' ... die Notstandsgesetzgebung gegen die erbittert Sturm laufenden Gewerkschaften verteidigen.« Und zwischen all seiner nationalen Versöhnungs-Suada wühlt Hildebrand ganz unabsichtlich auch Trüffelstücke der Erkenntnis auf, wie dieses Kiesinger-Wort zur NDP vom Januar 1969: »Die wirkliche Gefahr droht von ganz links. Das ist von Anfang an in der Bundesrepublik so gewesen. Im Grunde genommen war es von Anfang an so, daß die drei demokratischen Parteien auf der einen Seite standen. All das große Hallo des Kampfes zwischen CDU und SPD, oder zwischen Adenauer und Schumacher usw., darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf der einen Seite wir stehen und auf der anderen Seite das steht, was sich jetzt als APO einen Namen gibt, was wir ja alle kennen.«

Hildebrand ergänzt gelehrig: »Betrachter im In- und Ausland konnten es nicht verstehen, daß sich in diesem Land so bald nach der Erfahrung mit Hitlers 'Tausendjährigem Reich' aufs neue ein verhängnisvoller Bedarf nach einer umfassenden Welterklärung und der totalen (Er)Lösung breitmachte.« Und kann nach dieser indirekten, aber seriösen Faschismus-Definition »in diesem Zusammenhang« mit der APO nicht darüber hinwegsehen, daß »dieses unter seiner Spaltung leidende 'Wirtschaftswunderland' ohne nationalen Halt dahinexistierte und nach Osten hin eine offene Flanke bot.« Das in einer Situation, da »der amerikanisch-sowjetische Entspannungsdialog die Sicherheit der Bonner Republik fundamental gefährdete«, wie Hildebrand noch heute verschreckt feststellt.

Der fünfte und sechste Band »Republik im Wandel« über die Kanzlerzeit Willy Brandts und Helmut Schmidts bis zurück zur Wende 1982 stammt im wesentlichen von Wolfgang Jäger (Innenpolitik) und Werner Link (Außenpolitik). Wolfgang Jäger, seit 1982 auf Theodor Eschenburgs früherem Tübinger Lehrstuhl für »Wissenschaftliche Politik«, hat eigentlich schon 1980 mit der Wissenschaft aufgehört und im Dienst der Konrad-Adenauer-Stiftung eine Groß-Weißwäscherei übernommen. In einer vom Stiftungschef Bruno Heck – der, dem chilenische KZs bei Sonnenschein besonders gut gefielen – herausgegebenen Verteidigungsschrift für den erfolgreichen NS-Marinerichter Hans Filbinger, erkennt Jäger: »Erst das Aufblühen des Neomarxismus seit der Mitte der 60er Jahre und die Terrorismus-Debatte ermöglichten die im Fall Filbinger zutage getretene öffentliche Moral«. Und er wirft der CDU vor, sie habe »hier nicht die geistige Offensive im Geschehen um Filbinger« ergriffen, was sie hätte tun müssen, weil vor dem Ausbruch des Neomarxismus »die Möglichkeit der Todesstrafe für Fahnenflucht von vielen – auch Nichtnationalsozialisten – als rechtmäßig akzeptiert werden konnte«.

er so ausgewiesene Jäger behandelt auch jetzt in der BRD-Geschichte den Fall Filbinger, kommt zum erneuten Freispruch und wirft dem Hinrichtungsleiter lediglich taktisches Ungeschick vor: die »Kampagne« der Presse hätte »nach Meinung vieler Beobachter nicht zum Erfolg geführt, wenn der Angegriffene sich offenherziger, menschlicher und in der Ausbreitung der Fakten offensiver gerechtfertigt hätte«.

Die Fakten nämlich – der standrechtlich umgebrachte Matrose Gröger – sprachen für Filbingers Unschuld. Er mußte gehen, weil, so Jäger 1980 in seiner Partei-Schrift, »der Konsens darüber, was Demokratie und den guten Demokraten ausmacht,

brüchig geworden ist«. Wiedergefunden, so erfahren wir jetzt im fünften Band der BRD-Geschichte von Jäger, wurde der Konsens mit den Rechtsbrüchen, die bei der Schleyer-Entführung ausgeheckt wurden: »Im großen Krisenstab verkörperte sich darüber hinaus die in diesen Tagen so intensiv beschworene 'Solidarität der Demokraten'.« Zur Erinnerung: Für den einstigen SS-Kampfkommandanten von Prag wollten die solidarischen Demokraten beim gemeinsamen brainstorming im Krisenstab Geiselerschießungen, Sippenhaft, Internierungslager und selbstverständlich Todesstrafe wiedereinführen – nichts davon im Jäger-Kapitel unseres BRD-Geschichtsbuchs.

Mit dem zweiten Bearbeiter der Vorwendezeit, mit Werner Link, schließt sich der Kreis, den die Bundeszentrale für politische Bildung eröffnete, als sie Hans-Peter Schwarzens Vernichtungsanleitung gegen die Grünen verbreitete. Auf einer »Pilottagung«, die die Bundeszentrale zusammen mit dem Verband der Geschichtslehrer Deutschlands Anfang März in Bielefeld zum bevorstehenden Republik-Jubiläum veranstaltete, brachten ausgewählte Historiker, an der Spitze Kanzler-Berater Michael Stürmer, rund hundert Geschichtslehrern bei, was sie über die bundesdeutsche Geschichte in die Schulen hinaustragen sollen. Mit dabei Werner Link. Er nannte es eine »beachtenswerte Leistung«, daß »die Nachrüstung durchgezogen« wurde und ermahnte die Lehrer – unter denen einige aufsässig waren daß die Friedensbewegung nur eine »sogenannte« sei.

Genau so steht es auch in der Geschichte unserer Republik, für die wir in Gold und Leder sechsmal 220 Mark zahlen sollen.

Konkret 08/88, S. 36

Matthias Küntzel

Die schwedische Atombombe

Regierungsdokumente belegen: Hinter der Fassade der friedlichen Nutzung der Kernenergie haben schwedische Militärs und ihre sozialdemokratischen Minister ein eigenes Atombombenprogramm entwickelt. Über einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren hoben sie zu diesem Zweck die Öffentlichkeit belogen, das Parlament getäuscht und dessen Beschlüsse gebrochen. Der Fall wird hierzulande ignoriert: Zu deutlich sind die Parallelen zwischen dem bundesdeutschen und dem schwedischen Atomprogramm

Schweden ist weder Pakistan noch Südafrika. Schweden ist IKEA und Wohlfahrt und Palme-Abrüstungskommission und überhaupt: der sozialdemokratische Musterstaat. Es gibt auch dort Geheimnisvolles, zum Beispiel unidentifizierbare U-Boote oder unerklärliche Fahndungspannen. Aber ein verschwiegenes Atombombenprogramm? Unglaublich.

Aber wahr! Den politischen Sprengsatz ließ im April 1985 die schwedische Zeitschrift NY TEKNIK hochgehen. Mithilfe von Regierungsunterlagen, die bis dahin unter Geheimhaltung standen, und gestützt auf hunderte von Gesprächen mit den direkt Beteiligten lieferte NY TEKNIK den Beweis, daß sozialdemokratische Minister und Militärs ein ausgeklügeltes Atomwaffenprogramm entwickelt hatten. Es wurde 1945, gleich nach Hiroshima, gestartet und erst 1972 mit zehn unterirdischen miniaturisierten Atomtests beendet.

Hintergangen wurden die schwedische Bevölkerung, das Parlament, ja selbst Teile des damaligen Kabinetts, denen die Vorgänge bis 1985 unbekannt geblieben waren. Ignoriert wurde eine ganze Serie ausdrücklicher Parlamentsbeschlüsse gegen eine Atomwaffenforschung. Involviert war nichtsdestotrotz ein beträchtlicher Teil des Staatsapparats: –

der damalige Premierminister Tage Erlanger, sein Nachfolger Olof Palme und die damaligen Minister der Verteidigung und der Finanzen; –

die obersten Stellen der Armee sowie das staatliche Institut für Verteidigungsforschung FOA (Forsvartes Forskningsanstalt); –

leitende Funktionäre und Wissenschaftler der halbstaatlichen »zivilen« Atombehörde AB (Aktiebogalet Atomenergi).

Als ein »Fallbeispiel von unschätzbarem Wert« bezeichnete 1986 die US-amerikanische Carnegie-Stiftung die schwedischen Enthüllungen. »Von größter Bedeutung« sei der von NY TEKNIK erbrachte Nachweis, –

»wie hochwertige Atomwaffen-Designs ohne regelrechte Atomtests entwickelt werden konnten, –

wie wohlüberlegt ein ziviles Atomprogramm für militärische Ziele aufgebaut wurde, –

wie mit irreführenden Erklärungen zur Atompolitik die fortlaufende Atomwaffenforschung verschleiert wurde.«

Das »Fallbeispiel« ist eine Lektion für die große Schar von Sozialwissenschaftlern, die die Behauptung einer bundesdeutschen Atomwaffenentwicklung so gerne als Verschwörungstheorie abtun oder ins Lächerliche ziehen: Das nordische Musterland liefert wieder einmal den Beweis, daß die Wirklichkeit die Phantasie überbietet. Zudem lassen sich auch beim schlechtesten Willen eine Reihe wichtiger Parallelen zwischen dem schwedischen militärisch-zivilen und dem bundesdeutschen - zivil-militärischen Atomprogramm nicht übersehen. Die öffentliche Erörterung des schwedischen Beispiels provoziert also eine Reihe unbequemer Fragen über die Zielsetzung der BRD-Atompolitik, was erklären mag, warum 1985 die Enthüllung des schwedischen Atom-Modells namentlich in den der SPD nahestehenden Medien ignoriert wurde.

In den Hinterzimmern der Geheimdienste und Ministerien war man hingegen über das schwedische Waffenprogramm wohl informiert: So hatten bereits 1957 Adenauer und Strauß ihre einschlägigen Ambitionen damit gerechtfertigt, daß »selbst zweitrangige Mächte wie Schweden eigene Atomwaffen entwickeln« (Weserkurier, 16.4.57). Sich selbst sah man nicht unbedingt als zweitrangig an, jedenfalls nicht auf Dauer. Auch die damaligen SPD-»Wehrexperten« Erler und Schmidt lobten im Rahmen der Atomwaffendebatte von 1960 »das schwedische Beispiel«, von dem man »eine Masse lernen« könne (FAZ, 28.7.60).

Die Geschichte des schwedischen Griffs zur Bombe läßt sich in drei Abschnitte unterteilen:

1945-1958 ließ das Parlament wiederholt die Atomwaffenforschung verbieten, was die Arbeiten für den eigenen Sprengsatz jedoch in keiner Weise beeinträchtigte.

1959-1965 expandierte das Programm unter dem neuen Deckmantel der Atomwaffen-Schutzforschung bis zur Serienreife.

1965-1972 wurden simulierte Testexplosionen vorbereitet und durchgeführt. Gleichzeitig wurde das Waffenprogramm schrittweise demontiert.

Die folgende Darstellung basiert vorrangig auf einer vom US-Kongreß angefertigten Übersetzung des Artikels »Baut eine Bombe!« von Christer Larsson, veröffentlicht am 25.4.85 in einer Sonderbeilage der schwedischen Wochenzeitschrift NY TEKNIK.

1945-S8 Militärische Vorgaben für die friedliche Nutzung der Atomenergie

Der Zwang zur Diskretion ließ die Schweden ein ebenso kunstvolles wie undurchsichtiges System der Arbeitsteilung zwischen der friedlichen und der militärischen Nutzung der Atomenergie entwickeln: Im Rahmen des Instituts für Verteidigungsforschung arbeitete man unter direkter Kontrolle des schwedischen Oberbefehlshabers an einem heimlichen sogenannten »L-Programm«. Gleichzeitig paßte man stillschweigend im Rahmen der Atombehörde das »zivile« Atomprogramm an die militärischen Erfordernisse an. Ferner existierte innerhalb der »zivilen« Atombehörde eine kleine Gruppe von Spezialisten, die man verdeckt aus dem Militäretat finanzierte. Sie sollten sicherstellen, daß die »friedlichen« Atomanlagen hinsichtlich ihrer technischen Auslegung den militärischen Erfordernissen genügten.

Sigvard Eklund, der spätere Generaldirektor der IAEO (Internationale Atomenergie-Kommission), leitete seit 1950 die »zivile« Forschungsabteilung der Atombehörde. 1952 initiierte er eine geheime Studie: »Voraussetzungen einer Atomwaffenproduktion in Schweden«. Seine Vorschläge zielten auf die Fähigkeit, innerhalb von zehn Jahren zehn Atombomben der Nagasaki-Klasse herzustellen. Die Studie empfahl den Bau von Schwerwasser-Reaktoren, die mit Natururan beschickt werden, denn hierdurch wird eine hohe Plutoniumausbeute mit weitgehender Autarkie kombiniert. 1956 beschloß das schwedische Parlament, einen vollständigen Brennstoffkreislauf von der eigenen Schwerwasser-Produktion bis zur Wiederaufarbeitung aus dem Boden zu stampfen (zu friedlichen Zwecken, versteht sich). Nur wenige waren darüber informiert, daß dieses Programm nichts anderes war als die exakte Realisierung der von Eklund erhobenen Forderung.

Fünf Jahre später folgten die Zielvorgaben des ersten BRD-Atomprogramms getreulich den Eklund-Richtlinien von 1952: Auf der Basis eines Natururan/Schwerwasser-Programms entstand 1965 im Karlsruher Forschungszentrum ein sog. »Mehrzweck«-Forschungsreaktor, der den Kriterien einer militärischen Zielsetzung Rechnung trug.

Zurück nach Schweden, wo 1957 das Parlament den Militärs die Muskeln zeigte und jegliche Atomwaffenforschung verbot. Doch der Arm der Gesetzgebung reichte nicht weit.: Noch im selben Jahr beauftragte der sozialdemokratische Verteidigungsminister den Oberbefehlshaber der schwedischen Streitkräfte mit der Erstellung eines genauen Kosten- und Zeitplans für den Bau der schwedischen Bombe. Und so ging es weiter: Als 1958 Verteidigungsminister Andersson bekräftigte, daß eine Atomwaffenforschung weder existiere noch vorgesehen sei, befand sich in seinem Schreibtisch bereits die Neufassung des »L-Programms«, in der die Errichtung eines militärischen Plutoniumlabors, einer kleinen WAA sowie eines Atomkraftwerks (Agesta) zur Herstellung der für die Atomwaffe benötigten Plutonium-Mengen gefordert wurde. Während 1958 die sozialdemokratischen Frauenorganisationen für den nuklearen Teststopp auf die Straße gingen, bestimmten die Hintermänner des Atomstaats bereits das Atomtestgelände und berechneten den Fall-Out für den Tag X.

Harmlos schien auch das 1963 fertiggestellte Atomkraftwerk Agesta. Die Zeitungen bezeichneten die Versorgung der Vororte Stockholms mit Strom und Wärme als Zweck und die jährlich anfallende Menge von sieben kg Plutonium als unerwünschtes Nebenprodukt dieses Reaktors. In Wirklichkeit war es genau umgekehrt: Die Plutoniumgewinnung war der Hauptzweck, der Strom die Nebensache. Um den Bombenstoff sogar im Kriegsfall produzieren zu können, baute man das AKW in ein aufgesprengtes Gebirgsteil. Um tatsächlich Waffenplutonium zu erhalten, wechselte man die Brennelemente häufiger aus, als ökonomisch sinnvoll war. Und schließlich wurden aus einem Sonderetat auch jene Kosten bestritten, für die eine zivile Begründung beim besten Willen nicht gegeben werden konnte: eine Mio. Kronen für jedes abgetrennte kg Plutonium, 5s60 Mio. Kronen, um das mit politischen Restriktionen belegte Schwere Wasser aus den USA durch andere Importe zu ersetzen.

Überhaupt das Geld: Immer wieder sahen sich die schwedischen Planer mit dem Problem konfrontiert, daß die militärischen Sonderinteressen Kosten verursachten, die mit dem ökonomischen Kalkül eines rein friedlichen Atomprogramms kaum zu vereinbaren waren. Dem für die Finanzkalkulationen zuständigen Mitarbeiter der Atombehörde verordnete man kurzerhand eine siebenwöchige Studienreise nach Jugoslawien, als seine Mäkeleien über die unökonomisch häufigen Brennelemente-Wechsel zu nerven begannen. Daß in Schweden nur so und nicht anders Waffenplutonium anfallen würde, sollten weder er, noch die anderen nicht-eingeweihten Mitarbeiter der Atombehörde je erfahren.

Ein anderes Problem war das Uran: Sein Import war in der Regel an eine rein friedliche Verwendung des Materials gebunden. Also mußten magere schwedische Uran vorkommen erschlossen und damit eine Verteuerung der Rohstoffkosten um 70 Prozent in Kauf genommen werden, was besonders bei der Atomindustrie auf Unverständnis stieß. Das Projekt einer großen WAA mußte 1964 sogar gestoppt werden, nachdem sich unter der Prämisse einer friedlichen Nutzung die Finanzkalkulation als allzu absurd herausgestellt hatte. Auch in diesem Fall versuchte man die Gegner des Projekts mit

dem Verweis auf ein friedliches Zukunftsprojekt ruhig zu stellen. Erst 20 Jahre später erfolgte das Eingeständnis des damaligen Planungsleiters, daß die WAA aus rein militärischen Gründen errichtet werden sollte.

Ähnlichkeiten mit der Situation von hierzulande betriebenen oder geplanten Atomanlagen sind nicht unbedingt zufällig... Bei uns gibt sich die sozialdemokratische Kritik an Wackersdorf jedoch in aller Regel mit der Feststellung der ökonomischen Widersinnigkeit zufrieden, um nicht auf Gedanken zu kommen, die die Staatsräson verbietet.

1959-65 Die Tarnung wird perfektioniert

Als 1959 in Schweden die öffentliche Diskussion über das Pro und Kontra eigener Atomwaffen eskalierte, brachte sie die Sozialdemokratische Arbeiterpartei an den Rand einer Spaltung. Also wurde ein sozialdemokratisches Atomwaffenkomitee eingerichtet. Es sollte eine Linie finden, die die atomkritischen Stimmen versöhnen könnte, ohne die heimliche Atomwaffenforschung zu gefährden. Sekretär des Komitees wurde der unumstrittene Sprecher des Pro-Atomwaffenflügels, Olof Palme. Den einjährigen Beratungen folgte, wie üblich, ein Doppelbeschluß: Einerseits wurde die Entscheidung über den Bau von Atomwaffen aufgeschoben, die entsprechende Forschung blieb offiziell verboten. Andrerseits sollten die Arbeiten zur Verbesserung des Schutzes gegen die Auswirkungen von Atomwaffen intensiviert werden.

Diese »weise« Entscheidung hatte zur Folge, daß die öffentliche Auseinandersetzung abflaute, während das Atomwaffenprogramm – unter dem Deckmantel der »Schutzforschung« – aggressiver vorangetrieben wurde als je zuvor.

Während auch die Weltöffentlichkeit glaubte, den schwedischen Atommacht-Ambitionen sei 1959 die endgültige Absage erteilt worden, wußte es die internationale nuclear community besser. Französische Atomwaffenexperten sahen sich Anfang der 60er Jahre veranlaßt, bei ihren schwedischen Kollegen um technischen Beistand nachzusuchen, und die »Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik« wußte fünf Jahre später zu berichten, daß bei »der Konstruktion von Atomsprengkörpern. .. Schweden unter den Nichtatommächten heute wahrscheinlich mit an der Spitze liegt« (Europa-Archiv 21/65).

In der Tat waren seit 1963 in den Plutonium-Labors von Ursvik 50 Militärtechniker mit Testexperimenten, bei denen nicht-radioaktive explosive Substanzen verwendet wurden, befaßt. Ebenfalls wurde hier das Waffenplutonium aus den abgebrannten Agesta-Brennstäben für den Einsatz in Sprengköpfen bearbeitet. In den Labors von Grundsjon, südlich von Stockholm, konzentrierte man sich .auf die Entwicklung der Atomwaffen-Elektronik. Unter Verwendung unterschiedlicher Initialzündungen wurden maßstabsgetreue Tests durchgeführt, bei denen das Plutoniummetall durch andere Metalle ersetzt wurde. Das besondere Interesse der Abgesandten de Gaulles galt einem in Grundsjon errichteten Bestrahlungsgerät. Diese »flash X-ray machine« konnte durch festes Material hindurch die sich im Zehntausendstel einer Sekunde abspielenden Vorgänge bei der Plutonium-Kompression und der Initiierung des Neutronen-Schwalls aufzeichnen.

Frankreich war bereit, für entsprechende Blaupausen erkleckliche Summen zu zahlen. Schweden interessierte sich jedoch mehr für zusätzliches Waffenplutonium und erhielt vom französischen CEA über diverse Schleichwege 100 Gramm. Zum gleichen Zeitpunkt beteuerte die schwedische Regierung auf Anfrage des Parlaments, daß man das beschlossene Atomwaffen-Herstellungsverbot strengstens überwache.

Das wichtigste Instrument zur Verschleierung der tatsächlichen Vorgänge war zweifellos der Pro-Forma-Verweis auf die »legale« Schutzforschung. Im Institut für Verteidigungsplanung existierte z. B. ab 1959 eine Vorschrift, wonach jedem wichtigen Arbeitsdokument ein Einleitungstext mit Verweis auf die nukleare Schutzforschung vorangestellt werden mußte.

In dem 1963 erstellten FOA-Bericht Nr. AH 2224-255 (»Diskussion des Modells einer Plutoniumbombe – Dimensionierungen in Abhängigkeit zur Größe des Tamper – Das Kühlproblem«) klang das dann wie folgt: »Um überhaupt über Verteidigungsmaßnahmen im Sinne einer Neutralisierung feindlicher Atomwaffen reden zu können, müssen wir eine Ahnung davon bekommen, wie ein potentielles feindliches Waffensystem voraussichtlich konstruiert sein könnte. Im Zusammenhang damit macht dieser Report den Versuch, die Dimensionierungen und die Energieentwicklung in einer Plutoniumbombe abzuschätzen, die nach dem kugelförmigen Modell konstruiert wurde...«

1965-72 Vorbereitung und Durchführung dar Atomtestsimulierung

1965 erreichte die schwedische Atomwaffenentwicklung ihren höchsten Stand: Das AKW Agesta und die Atomwaffenlabors in Ursvik und Grundsjon arbeiteten auf Hochtouren, die geographischen, technischen und finanziellen Vorbereitungen für einen ersten Atomwaffentest waren abgeschlossen. Im selben Jahr begann sich allerdings ebenfalls das Interesse der Militärs an eigenen Atomwaffen zu verflüchtigen. Zum einen lag dies an der strategischen Neubewertung der Rolle der Atomwaffen, zum anderen aber auch an den massiven Interventionen der USA. US-Geheimdienste operierten seit 1963 in Schweden. Auch über diplomatische Kanäle hatte man die schwedische Regierung wiederholt auf

gefordert, die Atomwaffenentwicklung einzustellen.

1968 wurde das Programm personell geschlachtet. Von 300 FOA-Mitarbeitern blieben 30, die die Arbeiten im Bereich der experimentellen Atomwaffenentwicklung bis 1972 fortsetzten. 1971 und 1972 wurden dann in Ursvik bei Stockholm –

trotz Ratifizierung des Atomwaffensperrvertrags – zehn simulierte Atomtests unter Verwendung von je 5-10 Gramm Waffenplutonium (die kritische Masse für echte Atomwaffentests liegt bei 3-5 kg) gezündet. »Die neue Regierung unter Olof Palme teilte offenkundig die Einschätzung des Instituts für Verteidigungsforschung, daß wir das Programm, das wir einmal gestartet hatten, auch vollenden sollten«, erklärte hierzu der Leiter der Testsprengungen, Torbjorn Karlen. Von dem ganzen Unternehmen waren 1969 allerdings noch 20,3 kg Waffenplutonium übriggeblieben. Dieses Plutonium war aus schwedischem Uran gewonnen worden. Es unterlag also keiner internationalen Kontrolle, sondern war »freies« Waffenplutonium, eingeplant für den ersten Sprengsatz des »L-Programms«. Über die belgische WAA in Mol gelangte es 1969/70 in den Besitz der NUKEM.

Atomwaffenforschung bei Fraunhofer/BRD

»Es gab und gibt in der Bundesrepublik Deutschland keine Nuklearwaffenforschung«, erklärte 1985 die Bundesrepublik. Das ist selbstverständlich gelogen, wie wohl überhaupt in der Perfektion der Täuschung die wichtigste Analogie zum schwedischen Beispiel zu vermuten ist.

1986 enthüllte der SPD-Bundestagsabgeordnete Roth die Existenz einer entwickelten Atomwaffenforschung bei der Fraunhofergesellschaft. Im Auftrag von Helmut Schmidt und Georg Leber hatte man dort diverse Studien und Berechnungen etwa über »Aufbau und Funktionsweise von Kernspaltungswaffen« oder über die »Möglichkeiten und Grenzen der Implosion und Kompression von Kernspaltungsmaterial« erstellt. Als »wünschenswert« bezeichnet darin einer der Autoren, H. D. Leuthäuser, die »möglichst hohe Kompression insbesondere im Hinblick auf die kosteneffektive Realisierung von Kernwaffen im Sub-KT-Bereich und die Miniaturisierung«. Der »Schlüssel« zur Realisierung hoher Spaltstoffdichten liege – so Leuthäuser – »im Auffinden der optimalen geometrisch sicherlich sehr komplizierten Spaltstoff-Sprengstoff-Konfiguration...« Ein Bösewicht, wer hier einen ungeheuerlichen Verdacht hegt. Originalton Leuthäuser: »Es handelt sich um rein defensive Forschungen im Rahmen unserer Arbeiten für Schutz und Härtungsmaßnahmen. . .«

Matthias Küntzel lebt in Hamburg

Bis Anfang 1988 war er Mitarbeiter der Bonner Grünen-Fraktion

Kasten »Strategen des Atomprojekts - eine Auswahl« auf Seite 38:

Z. B. SIGVARD EKLUND (*ehemaliger Generalsekretär der IAEO)*

»Ich habe meine Arbeit für das schwedische Atomwaffenprogramm im Rahmen der zivilen Atombehörde nie als einen Widerspruch betrachtet«, erklärte Sigvard Eklund 1985 im Gespräch mit NY TEKNIK.

Es hat schon etwas Surrealistisches, daß 1961-1981 ausgerechnet Eklund als Chef der Internationalen Atomenergie-Organisation für die strikte Trennung von militärischer und friedlicher Atomenergie verantwortlich war. Unklar ist, wieviele damals wußten, daß eine Schlüsselfigur des schwedischen Atomwaffenprogramms an die Spitze der UN-Behörde gestellt wurde – die sowjetische IAEO-Delegation verließ 1961 aus Protest gegen Eklunds Ernennung immerhin den Saal.

Seit 1945 arbeitete Eklund an führender Stelle im Atomwaffenbereich der schwedischen FOA. 1950 wechselte er in die Forschungsabteilung der zivilen Atombehörde AB . Auch dort laborierte er als verlängerter Arm der schwedischen Militärs: Sein Job war die Anpassung des »friedlichen« Atomprogramms an die militärischen Erfordernisse .

Seit 1961 war Eklund in der komfortablen Situation, das schwedische A-Waffenprogramm auch vom IAEO-Chefsessel aus unterstützen zu können: »Selbstverständlich half ich, so gut ich es von meiner neuen Position aus konnte. Sowohl der schwedische Premier Erlanger als auch eine Reihe ehemaliger Kollegen kamen nach Wien, um u. a. über das schwedische Programm mit mir zu sprechen...« Immerhin konsequent!

Z. B. OLOF PALME *(ehemaliger schwedischer Ministerpräsident)*

Palme war seit 1953 der engste Berater des schwedischen Ministerpräsidenten Tage Erlanger und ein Mitglied jener intimen Runde, die man regelmäßig über das Atomwaffenprojekt unterrichtete. Ende der 50er Jahre war er der unumstrittene Führer des Pro-Atomwaffenflügels der schwedischen Sozialdemokratie und Sekretär jenes sozialdemokratischen Atomwaffen-Komitees, das 1959/60 den Beschluß faßte, die Entscheidung für eine Atomwaffenproduktion aufzuschieben, die Forschungen zum Schutz vor Atomwaffen jedoch auszubauen. »Atomschutzforschung« war die Chiffre, unter der die Atomwaffen-Entwicklungen fortan expandierten.

Nach seiner Regierungsübernahme 1969 unterzeichnete Palme den Atomwaffensperrvertrag und trug gleichzeitig dafür Sorge, daß die Atomwaffenexperimente bis 1972 fortgesetzt werden konnten. Dreizehn Jahre später holte ihn die Vergangenheit ein. Mit dem reichlich matten Dementi, »er habe damals einen Kompromiß finden müssen zwischen einer Unterbrechung früherer Entwicklungsarbeiten und der Möglichkeit, weiter über Atomwaffen zu forschen, ehe man sich

nicht endgültig gegen den Besitz solcher Waffen entschieden habe« (FAZ, 26.4.85), suchte sich Palme im April 1985 vor Journalisten aus der Affäre zu ziehen.

Als Repräsentant des friedlichen Ausgleichs zwischen den Blöcken genießt Olof Palme ein hohes Ansehen, was auch so manche »Jugendsünde« entschuldigt. Nicht zu entschuldigen sind jedoch die penetranten Versuche der nachträglichen Vertuschung: 1972 ließ Palme, ohne Erwähnung der militärischen Komponente, ein umfangreiches Weißbuch aber die schwedische Atompolitik seit 1947 erstellen – nach Auskunft der NY TEKNIK eine »absichtliche, detaillierte und systematische Fälschung der Realität von A-Z«. Im Zuge der NY TEKNIK-Recherchen verweigerte Palme als einziger prominenter Teilnehmer des Atomprojekts das Gespräch. Als 1985 die NY TEKNIK-Enthüllung erhebliches Aufsehen erregte, forderte man im schwedischen »Rigsdag« die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission. Palme war strikt dagegen und veranlaßte ersatzweise eine »Untersuchung« durch das Verteidigungsministerium. Die Sache verlief im Sande.

Z. B. KARL FRITHOFSON *(ehem. sozialdemokratischer Staatssekretär)*

Frithofson diente von 1958-67 dem schwedischen Verteidigungsminister als Staatssekretär. Heute ist er Provinzgouverneur im schwedischen Mariestad. Daß hinter der Kulisse der Atomschutzforschung an der eigenen Bombe gebastelt wurde, wird von ihm in keiner Weise bestritten. Aufschlußreich sind seine Erläuterungen über das dahinterstehende politische Kalkül: »Die Regierungslinie bestand darin, die Militärführer und das FOA glauben zu machen, wir würden schwedische Atomwaffen herstellen... Es ging uns darum, die erhitzte Diskussion über schwedische Atomwaffen einzubalsamieren, den Deckel draufzuhalten. Morgen würde die Welt schon anders aussehen, und Kenntnisse über Atomwaffen sind schließlich nicht allzu gefährlich. So etwa wurde das erörtert. Palme inspirierte die Linie, sich die Freiheit der Aktion offenzuhalten, nicht ja oder nein zu sagen, sondern die Entscheidung zu verschieben. Im Verteidigungsministerium interpretierten wir das als eine taktische Finesse: Laß' doch die Militärs ruhig glauben, daß schwedische Atomwaffen möglich und erstrebenswert sind. Dann werden sie wohl ruhig halten. . . Wenn wir härter gewesen wären, mit der Faust auf den Tisch gehauen und gesagt hätten: Schluß jetzt! – Dann hätte es erneut gebrannt. Dies war eine Frage, die die Nation in zwei Hälften gespalten hatte. Wir spielten auf Zeit. Wir wußten, daß der Oberbefehlshaber von FOA alles tun würde, um in kürzester Frist die Produktion von Atomwaffen anlaufen zu lassen. Das war aber etwas, das im Rahmen des Atomschutz-Programms aufgehoben werden konnte.«

Daß die hier beschriebene Taktik von den angesprochenen Militärs genau umgekehrt interpretiert werden konnte, liegt auf der Hand.

Z. B. LENNART W. HOLM

(ehemaliger Leiter des Plutoniumlabors in Ursvik)

Hunderte von Atomforschern sahen sich in Schweden täglich mit dem Widerspruch konfrontiert, einer Tätigkeit nachzugehen, die den amtlichen Mitteilungen zufolge gar nicht existierte. Wie die im Waffenprogramm involvierten Wissenschaftler diesen Widerspruch lösten, erläuterte 1985 Lennart W. Holm, seinerzeit Leiter des Plutoniumlabors in Ursvik: »Die einzige Grundhaltung, an die ich mich erinnere, bestand darin, daß der endgültigen Fertigstellung der Atomwaffen eine geheime Regierungsentscheidung vorauszugehen hatte. Das war das Bild, das man uns vermittelte. Im übrigen lief es bei uns genauso, wie anderswo. Alle früheren Fälle basierten auf geheimen Entscheidungen. Die Aufklärung der Öffentlichkeit über den Rest der Welt erfolgt selbstverständlich immer erst an letzter Stelle.«

Wann immer in einer Regierungserklärung der ausschließlich friedliche Charakter der Atomwaffenforschung beteuert wurde, war dies für die Kader in den Atomwaffenlabors offenkundig eine Bestätigung dafür, daß das Gegenteil gemeint ist: Jeder zusätzliche Schritt zur Abschottung des Atomwaffenprogramms bekräftigte sie nur in der Auffassung, jetzt in eine noch entscheidendere Phase des Programms einzutreten.

Z. B. HELMUT SCHMIDT *(ehemaliger Bundeskanzler)*

Der Hamburger Senator und SPD»Wehrexperte« Helmut Schmidt war in den 60er Jahren über die schwedischen Hintergrundaktivitäten wohl orientiert. Nicht obwohl, sondern weil dies so war, empfahl er damals (!) Schweden als ein Vorbild für die BRD. In seinem Standardwerk »Verteidigung oder Vergeltung« heißt es: »Die Bundesrepublik wäre gut beraten, wenn sie in ihren Äußerungen zur Frage nuklearer Waffen dem schwedischen Beispiel folgte. Die schwedische Regierung hat im Winter 1959/60 die Entscheidung über eine nukleare Bewaffnung der schwedischen Wehrmacht um ein halbes Jahrzehnt vertagt, um bis dahin die internationalen Bemühungen zur Schließung des Atom-Klubs zu unterstützen... In der Zwischenzeit sollen jedoch die Voraussetzungen und Folgen, Vorteile und Nachteile einer solchen Entscheidung fortlaufend beobachtet und geprüft werden . Eine solche Linie wäre der Bundesrepublik zuträglich... Sofern im Laufe der sechziger Jahre eine Entwicklung eintreten sollte, die auch für mittlere und kleinere Mächte unerläßlich erscheinen ließe, ihre Streitkräfte nuklear zu bewaffnen, und sofern eine solche Entwicklung auch die Bundesrepublik zu entsprechenden Beschlüssen zwingen (!) sollte, so würde damit die Hoffnung auf Versachlichung der mitteleuropäischen Probleme zweifellos weiter verringert werden.«

Dies ist zu Beginn der 60er Jahre die reichlich unverblümte Forderung nach einem abrufbereiten Atomwaffenprogramm. 1974-82, als Bundeskanzler und Vorsitzender des Bonner »Nuklearrats«, ließ Schmidt seinen Worten Taten folgen, weshalb die Akten des »Nuklearrats« noch heute vor den Mitgliedern des Hanau-Untersuchungsausschusses zurückgehalten werden. Was geheim war, soll auch geheim bleiben: Eine redaktionell bereits abgesegnete »ZEIT«-Reportage über die BRD-Atomwaffenforschung zur Zeit der sozial-liberalen Koalition veranlaßte 1986 den frischgebackenen »ZEIT«-Herausgeber zur Intervention: Der Beitrag wurde nie publiziert.

Konkret 08/88, S. 40

Katja Leyrer

mamamama...

Fast unbemerkt hat eine neue Bewegung Machtpositionen in der links-alternativen und feministischen Szene erobert. Auch autonome und christdemokratische Frauenzirkel sind infiltriert worden, ohne daß sich nennenswerter Widerstand regte. Die Mütterbewegung ist im Kommen. Wollsockig und fruchtbar

Vorwiegend Frauen aus der Frauenbewegung, unterstützt von ein paar weitsichtigen Männern, haben begriffen, was not tut in diesen schwierigen Zeiten: glückliche Mutterschaft und damit neue Perspektiven. Die Bandbreite der Lösungsvorschläge sozialer und politischer Probleme reicht von Strukturveränderungen innerhalb parlamentarischer Parteien und Regierungen bis hin zur Verhinderung von Kriegen und künftigen Supergaus, reicht vom ganz individuellen Glückszustand bis hin zu einem neuen Verständnis von Staat und Politik. Derweil sich beknackte 68er noch immer über Strategie und Taktik streiten oder längst zum Fischer'schen Metropolen-Yuppie zählen, haben – mal wieder – die Frauen ganz praktisch und wirksam neue Politik gemacht. Und sie haben sich vielerorts bereits durchgesetzt.

Für mich persönlich war das Schlüsselerlebnis die Teilnahme am sogenannten Mütterkongreß der Grünen in Bonn anno 1986: »Leben mit Kindern – Mütter werden laut.« Von da an gab es kein Zurück mehr, denn die neue Avantgarde, die sich dort formierte, hatte einfach recht. Wo, bitteschön, konnte ich mich wiederfinden mit meiner Biographie, als Mutter dreier Kinder? Welche der vielen kommunistischen oder auch sozialdemokratischen Manifeste konnten mir denn bisher eine Heimat bieten? Ich bin selbstredend Mitte Dreißig, kulturinteressiert, frauenbewegt, anpolitisiert, und ich habe mir nicht ohne Grund ein Nest geschaffen mit Kindern, die ich selbst geboren habe.

Und dann, im November 86, erlebte ich diesen Kongreß der Mütter, der Gleichgesinnten, die sich endlich einen Ruck gaben und unter der Federführung unserer lieben Vordenkerin Gisela Erler in ihrem Manifest das beschrieben, was schlicht die Wahrheit ist, weil es ausdrückt, was wir Mütter fühlen: »Es ist an der Zeit für eine neue Frauenbewegung, eine Bewegung, die die Wirklichkeit, die Wünsche und Hoffnungen von Müttern mit Kindern ebenso konsequent und nachdrücklich vertritt wie die Interessen kinderloser Frauen ... Eine Gesellschaft, die Kinder an der Hand zulassen soll, bedeutet eine grundsätzliche Herausforderung an alle vor gegebenen Strukturen ... Mütter sind allenthalben dabei, alles noch einmal neu zu hinterfragen und dabei ganz neue Dimensionen zu entdecken ... Wenn endlich Bedingungen geschaffen werden, die es zulassen, daß Mütter und Kinder sich wohlfühlen, einbringen und entlastet werden, dann werden auch kinderlose Frauen und vielleicht auch Männer Lust und Laune haben, teilzuhaben an dieser bunten und lebensfrohen Welt, die ihre Lebendigkeit auf alle Institutionen ausstrahlen kann.« Das isses, spürte ich sofort. So müssen sich die ArbeiterInnen im vorigen Jahrhundert gefühlt haben, als das Kommunistische Manifest in Umlauf gebracht wurde.

Ich wurde postwendend Mitgliedsmutter in der neuen Organisation. Es war eine | richtige Entscheidung. Damals ahnten | wir Mütter noch nicht, welchen Erfolg l wir haben würden. Wir unterschätzten die Sprengkraft, die sich in den schlichten Erlerschen Sätzen verbirgt. Die Lebendigkeit in allen Institutionen beispielsweise: Parlamentarismus, Revolutionen... Alles, aber auch alles, ist ja irgendwie in die Hose gegangen, geben wir es doch zu: ob das nun die Revolution der Bürger war oder die Oktoberrevolution – und schweigen wir von dem, was danach kam... Immer dasselbe. Immer langweilig. Immer ungerecht.

Ich bin heute davon überzeugt, es lag daran, daß bisher die Mütter ausgegrenzt wurden. Und die Kinder. Besonders die Kleinen, die drolligen Wurzelzwerge im Krabbelalter! Wie sähe unser Bundestag aus, wie die Kommunalparlamente, wie gar die revolutionären Bewegungen (eine Mütter-Delegation hält sich übrigens gerade in Nicaragua auf), wenn die kleinen Wonneproppen überall dazwischenwuselten? Wie unsere Sitzungen, wie die Kneipen in den Metropolen? Wie die Theateraufführungen und Kunstgalerien? Welche entscheidenden Veränderungen böten sich an, wenn statt »Blahblah« zukünftig »addaadda« oder »mamamama« gesagt würde? Es ist an der Zeit, diese Möglichkeiten zu bedenken. Einige Vorkämpferinnen unserer Bewegung haben bereits Zeichen gesetzt. Und wir setzen uns durch. Weil wir recht haben. Die Wahrheit läßt sich nicht verbieten. Mit völlig neuen Methoden ist es uns bereits gelungen, einflußreiche Posten in Politik und Kultur einzunehmen. Das hat durchaus ein anderes Kaliber als nur bei den Grünen rumzukrebsen (die allerdings, das muß gerechterweise erwähnt werden, unbürokratisch eine Unter-Bundesarbeitsgemeinschaft »Mütter« innerhalb ihrer Partei eingerichtet haben und auch die organisatorische Vorbereitung des Mütterkongresses 1986 unterstützten).

Die Mütterzentrumsbewegung wurde bereits mehrfach in der ARD vorgestellt. Da wir uns aber eher an die intellektuelle weiße Mittelschichtsfrau in der Stadt wenden, liegt uns besonders der Buchmarkt am Herzen. Auch hier haben wir offene Türen eingerannt. Sybille Hoffmann, eine unserer Mütterschaftlerinnen aus Hamburg, veröffentlichte bei Rowohlt unsere neuen Konzepte zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit (»Junge Frauen werden Mutter«): »Die Schwangerschaft mit Jannica war toll. Einfach toll« (Gabi, 19, in Erwartung ihres zweiten Kindes). »Ich hätte ein furchtbar schlechtes Gewissen gehabt, dieses Kind in meinem Bauch abzutreiben. Ich mag Kinder sowieso. Tiere, Kinder ... Alles, was unschuldig ist, mag ich sehr. Wie später alles wird, weiß ich jetzt noch nicht. Ich hab die Nase voll vom Rumhängen und Nichtstun. Ich

bin auch ganz zuversichtlich, daß ich einen Job finden werd. Vielleicht sogar mit Pferden. Unser Kind soll in eine private Kindergruppe ...« (Dagmar, 20, schwanger).

Zukunftsweisend arbeitete auch unsere Mitmutter Swanette Sonnemann aus Lüneburg über die unklaren Fragen der Gen- und Reproduktionstechnologien. Mutter Swanette stellte sich selbst als Testperson zur Verfügung (beachtlich die beinahe maoistisch wirkende Verbindung von Theorie und Praxis) und kam zu völlig überraschenden Ergebnissen, die ebenfalls von Rowohlt publiziert wurden: »Vielen Menschen fällt das Strahlen seiner hellblauen Augen auf, andere bemerken lächelnd die Intensität, mit der es seine Lebensfreude ausdrückt. Aber daß es anders als üblich gezeugt wurde, dadurch fällt mein Kind ganz sicher nicht auf. Ein 'Retortenbaby' ist nicht aus Plastik, hat einmal ein 'Retortenvater' gesagt. Und in der Tat: Es hat meine Augen und den Mund seines Vaters. Es ist ganz einfach – unser Kind.«

Derartige Realpolitik verfängt mit gutem Grund. Denn Mütter sind, so eine unserer Vordenkerinnen aus Westberlin, Annegret Stopczyk, Sand im Getriebe des Patriarchats. Und nicht nur das. Die Berliner Philosophin brachte es 1986 mit Hilfe des schon zweimal erwähnten Reinbek-bei-Hamburg-Verlags auf den Punkt: »Frauen, vor allem Mütter, spüren zur Zeit in einer leiblichen Weise, wie das Leben um Hilfe schreit. Und sie sind es eher gewohnt, nicht zu beschwichtigen, sondern die Gefahr zu beseitigen. Fangen wir damit endlich auch im öffentlichen Leben an. Es ist an der Zeit, daß wir Frauen unsere Zurückhaltung aufgeben und Wege aus der zusammenbrechenden Männerwelt aufzeigen, die wir mit neuer Radikalität erkunden. Ohne uns schaffen sie es nicht; ohne uns begreifen sie nicht, was sie tun.« Seitdem haben wir uns eingemischt – mit revolutionärem Zorn! Claudia v. Werlhof beschrieb diese Anfänge kurz nach dem patriarchalischen sowjetunzuverlässigen Atomunglück: »Ich habe meine Haare noch nicht gesträubt, meine Zähne noch nicht gefletscht, meine Krallen noch nicht ausgefahren und mich noch nicht zum Sprung gekauert. Wir sind noch wie ein Muttertier und sein Junges, die sich im Schutz der Herde in der Sonne balgen. «

Nun, mittlerweile haben wir die Krallen ausgefahren. Wir haben Einfluß genommen. Mutterwut ist unbesiegbar! Es gibt mittlerweile über 80 Mütterzentren und Initiativen in unserem Mutterland – und das ist nur die Spitze des Eisberges unserer Bewegung. Wir haben begriffen, was unsere Westberliner Mutter Stopczyk meinte: »Nicht nur vor mehr als 2500 Jahren, auch heute gibt es ein Wesen, das als potentiell größter Feind des Staates von Staatsmännern gefürchtet wird. Dieses Wesen wußte vor 2500 Jahren noch, daß es machtvoll sein kann, heute ist dieses Wesen seiner Mächte kaum bewußt: Es ist die Mutter.« Wie wahr. Also haben wir begonnen, uns diese Macht bewußt zu machen und sie zu nutzen. Wir haben damit aufgehört, »vaginale Männer« (Pilgrim) zu gebären, indem wir uns bunt und lebensfroh – mutterbewußt – verweltlichten. Für Nichteingeweihte: Von Volker Elis Pilgrim stammen die ebenfalls Mitte der 80er Jahre berühmt gewordenen Sätze: »Wer einen Weltbrand verhindern will, muß die Männerfrage stellen. Die Männerfrage ist die Mutterfrage. Die Mutterfrage ist die Frauenfrage. Die Frauenfrage ist die Männerfrage.«

Vielfältige Veränderungen wurden in Gang gesetzt. Mit dem klaren Mutterblick ergeben sich in der Tat neue Dimensionen und Denkanstöße. Nichts und niemand bleibt davon verschont, und das ist auch kein Wunder, denn unsere mütterliche Moral ist neu und frei von veralteten linken und feministischen Perspektivlosigkeiten oder Erklärungsversuchen. Wir sehen den Realitäten ins Auge – vielleicht, weil wir unseren Kindern so nahe sind und tagtäglich im Zusammenleben mit ihnen erfahren, welche Kriterien wirklich wichtig sind – etwa für die Bewertung der deutschen Geschichte: Gisela Erler, Mutter der ersten Stunde, konnte auf diese Weise sowohl die NS-Vergangenheit des deutschen Volkes als auch einige EG- und Tourismusprobleme ursächlich erklären. Mit Mutterwitz: »Fürwahr, es wäre besser gewesen, es hätte keinen Faschismus gegeben in Deutschland oder irgendwo. Die Tragödie eines irregeleiteten und vieler geschlachteter Völker. Der Mythos vom gerechten Krieg. Die Spaltung Europas. Und aus der nüchternen Sicht der jungen Generation: Eine traurige Begrenzung von Reisemöglichkeiten – was für herrliche Rucksacktouren ließen sich im Balkan unternehmen, wo doch Kreta und auch die Türkei bereits überlaufen sind.«

Sie fordert – selbstredend ohne diese unschönen KZs – eine endlich wieder frauenfreundliche deutsche Politik und verweist auf Ansätze, die in den dreißiger Jahren bereits entwickelt, leider aber von den Technokraten innerhalb der NSdAP mißbraucht und letztendlich wieder verraten wurden. »Lieber in der Frauenschaft als allein«, beschreibt sie das Dilemma unserer Mütter und Großmütter, die eben noch keine Mütterzentren zur Verfügung hatten. Immerhin seien einige Kernpunkte der NS-Politik, so Mutter Erler, ernsthaft neu zu überdenken: »Viele deutsche Frauen standen vor schwierigen Alternativen: Auf der einen Seite wurde ihnen vom Faschismus nicht nur bestätigt, was die Mehrzahl ohnehin fühlte, daß nämlich die Familie für sie das zentrale Lebensmoment war. Es wurden ihre inneren Gefühle als stolze Mütter – und alle Mütter sind stolz – angesprochen. Es wurde ihnen konkrete Lebenshilfe geboten: Geld und Wohnungen, Kredite bei der Ehegründung.«

Es ist an der Zeit, daß wir uns wieder durchsetzen mit dem, was unsere Gefühle verlangen! Das Ende der Bescheidenheit ist angebrochen: Muttertägliche Wut! Zähne gefletscht! Weg mit den technokratischen, patriarchalen Erwerbsangeboten! Wir wollen: in unseren Nestern in Stadt und Land, in kleinen Produktionseinheiten gemeinsam waschend und Marmelade kochend, unsere Babies immer im Tragetuch dabei, flexible Arbeitszeiten im Öffentlichen Dienst (Fließband liegt außerhalb des Erträglichen aus verständlichen Gründen) und Kindsmütter in die Parlamente! Unsere Forderungen setzen

sich bereits durch. Nur die frustrierten Sozialdemokratinnen und der eine sozialistische Flügel bei den Grünen begegnen uns mit Skepsis – verständlich, wenn man sich die Biographien dieser Aquariumskarrieristinnen vor Augen führt.

Wir, die Mütter, tendenziell die Frauen – denn jede Frau ist potentielle Mutter bis in ein gewisses Alter – , wir sind die Zukunft. Motherhood is beautiful – kein anschlagsrelevantes Thema, sondern eingebettet in Erkenntnisse, die teilweise auch unsere Freundinnen aus den New Age Bewegungen begriffen haben. Und es hat schon angefangen, das Neue Zeitalter, völlig losgelöst und deshalb völlig neu, weil ohne den Ballast historischer Erfahrungen und phallokratischer Utopien.

Gesamtgesellschaftlich gesehen (Parole: Nur das Private ist politisch) haben wir keinesfalls etwas gegen Männer. Immerhin sind sie unsere Söhne und verstehen es teilweise prächtig, uns mit der kollektiven Verweigerung von Kondombenutzung und Reproduktionsarbeit zu Gebärmüttern zu machen. Paradox, sicher, aber eben prinzipiell durchaus im Einklang mit dem dynamischen Gleichgewicht des Universums – das weibliche Prinzip ist in seiner konsequentesten Form erst durch das männliche wachzuvögeln. Da sind wir ganz Mütter, denn es geht um die Rettung dieses Planeten. Die Philosophin Monica Hoffmann, christdemokratische Referentin in Bonn, beschrieb diese Harmonien wie folgt: »Mit dem Mut und Engagement der Frauen und der Integrationsbereitschaft der Männer kann es Frauen und Männern schließlich gemeinsam gelingen, eine wirkliche Wandlung herbeizuführen und neues Bewußtsein zu schaffen. Kooperation und Synthese, die Anerkennung der Gleichzeitigkeit des Ungleichen und der prinzipiellen Richtigkeit des Paradoxen wären seine wesentlichen Bestandteile. In seinem Zeichen würden keine Fronten aufgebaut werden: Geist und Materie, animus und anima, lockeres und strenges Denken, Ratio und Intuition, Sanftes und Hartes – alles befände sich im dynamischen Gleichgewicht. Dieses neue Bewußtsein würde der Komplexität von Wirklichkeit, der Erde als einem lebendigen Ganzen und dem Menschen in dieser Welt gerechter.« Unsere Verbündete Henriette Geißler, konnte dies pragmatischer und kürzer ausdrücken: »Im übrigen sind die Herausforderungen, die an eine moderne und humane Industrienation gestellt werden, ohne den Sachverstand und die Kreativität der Frauen nur schlecht zu bewältigen.« Gibt es dem etwas hinzuzufügen?

Liebe Leserln. Überlegen Sie doch mal, machen Sie sich einmal fünf Minuten frei von den Beweggründen, die Sie zum Kauf der vor Ihnen liegenden Zeitschrift veranlaßt haben! Es können fünf Minuten sein, die Sie nicht bereuen werden, selbst mit der durchschnittlichen Biographie der KONKRET-Leserln. Fünf Minuten, die ihr Leben verändern können und entscheidend sein werden für die Zukunft unserer Gesellschaft: Werden Sie Mutter! Sofort! Noch diesen Monat! Spenden Sie für Ihr nächstgelegenes Mütterzentrum! Sichern Sie sich einen Platz in der Welt von morgen! Rufen Sie noch heute Ihre eigene Mutter an! Gründen Sie, falls Sie in SPD-Zusammenhängen leben, endlich eine Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Mütter! Stärken sie, falls Sie dem Spektrum der Grünen zuzuordnen sind, die Mütter um Gisela Erler und Dorothee Paß-Weingartz (und schmeißen Sie die Feministinnenriege aus dem Bundesvorstand, so schnell es geht)! Für die dem autonomen Spektrum angehörenden Leserlnnen: Auch in der Hafenstraße fehlt ein Mütterzentrum! Christdemokraten und Christen wissen wahrscheinlich, wo's langgeht. Emma-Leserlnnen: schreibt Leserlnnenbriefe an die Redaktion, die völlig inkompetent, da kinderlos, den eigenen Söhnen die Pornohefte wegnehmen will! FR-Leserlnnen: Wann endlich kommt die Mutterseite, wenigstens die Frauenseite, einmal in der Woche? Und auch ihr, Taz-Konsumentlnnen: Stärkt die Redaktionen! Sie haben bisher ganz cool eine kontroverse Debatte zu diesem Thema verhindert. Für Nicht-Zeitungsleserlnnen: Übernehmen Sie Patenschaften für Dritte-Welt-Kinder in Verknüpfung mit einer kleinen Sympathiespende für den Rowohlt-, Wagenbach-, Ullstein- oder Claassen-Verlag. Fünf Minuten, verehrte Leserlnnen, die Ihr Leben verändern können. Bunt, lebensfroh und beschaulich werden Sie fortan teilnehmen an unserer subversiven Kampagne. Und Sie werden merken: Das Leben ist wieder lebenswert. Die Zukunft hat schon begonnen.

Literatur

Die Grünen (Hg.): Leben mit Kindern – Mütter werden laut. Bonn 1987

Sybille Hoffmanal: Ich schaff das schon! Junge Frauen werden Mutter. Wünsche, Ängste, Wirklichkeit. rororo, Reinbek bei Hamburg, 1987

Swanette Sonnemann: Mein Kind ist ein »Retortenbaby«. rororo, Reinbek bei Hamburg, 1987

Annegret Stopczyk: Vom Ausstieg aus der männlichen Zivilisation. In: Marina Gambaroff u.a.: Tschernobyl hat unser Leben verändert. rororo, Reinbek bei Hamburg, 1986

Claudia von Werlhof: Wir werden das Leben unserer Kinder nicht dem Fortschritt opfern. In: Gambaroff...

Volker Elis Pilgrim: Muttersöhne. Claassen, Düsseldorf, 1986

Gisela Anna Erler: Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschieds. Wagenbach, Berlin, 1985

Monica Hoffmann: Mit den Frauen in ein neues Zeitalter. In: Heiner Geißler (Hg.): Abschied von der Männergesellschaft. Ullstein Frankfurt/Berlin, 1986

Heiner Geißler: Vorwort. In: ders.: Abschied...

Konkret 08/88, S. 44

Wolfgang Pohrt

Die Banalität als Offenbarung

Carl Schmitt zum Hundertsten: Dem alten Nazi huldigen alte Nazis, konservative Leitartikler und selbst konvertierte Maoisten. Alle scheinen fasziniert von den »Doppelmoppeleien des wissenschaftlichen Bürokratismus (Pohrt), der Selbstverständlichkeiten als messerscharfe Schlußfolgerungen verkleidet – wie bei Heidegger und Mao, so auch bei Schmitt

Vor drei Jahren erst beerdigte man Carl Schmitt, schon feiert das Feuilleton seinen hundertsten Geburtstag. »Ein Ereignis europäischer Geistesgeschichte« rühmt unabsichtlich vieldeutig der »Rheinische Merkur« das »Werk« dieses an Zählebigkeit nur noch von Rudolf Hess, Albert Speer und Ernst Jünger übertroffenen Mannes. Obgleich Publikationstiteln wie »Der Führer schützt das Recht« (1934) oder »Die deutsche Rechtswissenschaft im Kampf gegen den jüdischen Geist« (1936) Zweideutigkeit nicht vorgeworfen werden kann, gilt der Autor als »umstritten«.

Anlehnungsbedürftige und herrschsüchtige Intellektuelle, die einmal dem Proletariat oder dem Volke dienen wollten, selbstverständlich als Führer von dessen starkem Arm, spüren im Ton von Schmitts wissenschaftlicher Prosa die harte Hand, die sie schätzen. Um die Leiche herum hat sich daher mittlerweile ein nekrophiler kleiner Fanclub gebildet, dem Günter Maschke präsidiert, ein Opfer des Revolutionstourismus. Der Ende der 60er Jahre für strebsame junge Menschen obligatorische Cuba-Trip wurde für ihn wie für viele seiner Landsleute – man denke an Enzensberger – eine Reise nach innen, in Havanna fand der Internationalist zu sich selbst zurück, zu seinen deutschnationalen Wurzeln. Aber auch Linke mit weniger sprunghafter Biographie raunen einander zu, in Schmitts Broschüren sei für den Feinschmecker mancher Leckerbissen zu entdecken. Ein kultivierter Mensch, für welchen das schlimmste Verbrechen darin besteht, Fisch mit dem Messer zu essen, habe die Pflicht, für derlei Genüsse empfänglich zu sein, und er dürfe nicht engstirnig und kleinlich darauf insistieren, daß Schmitt ein übler Nazi war, zumal das auch niemand bestreitet. Diese im Habitus maniriert bis affig wirkende Schicht – immer um die Imitation bildungsbürgerlicher Manieren bemüht, die in Deutschland ihrerseits schon eine Imitation krautjunkerlicher Unsitte waren, und Toleranz grundsätzlich an der falschen Stelle fordernd – ist im Normalfall der enge Kreis, innerhalb dessen Schmitts Broschüren ihre Wirkung entfalten. Zuweilen freilich werden sie schubartig auch von einem breiteren Publikum goutiert, und solche Schübe sind Symptome einer Geisteskrankheit, deren Ursachen lange zurückliegen.

Bekanntlich begann mit der Machtergreifung im Jahr 1933 die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. Erst riß ein Rohling der demokratisch gewählten Regierung die Macht aus der Hand, dann legte er das murrende Volk in Ketten. Zwölf Jahre später schon wurden die Geknebelten abermals das Opfer nackter Gewalt. Auf ihrer Kultur trampelten Amis und Iwans herum, nur weil sie militärisch die Stärkeren waren. Seither sind die Landsleute das friedfertigste Volk auf der Erde.

In allen Kasernen wird gehäkelt und gestickt, weshalb es bei Strafe verboten ist, Soldaten als potentielle Mörder zu verleumden. In jeder Friedensbewegung marschieren die Deutschen vorn, wie es sich für Leute schickt, die nicht die Hauptverursacher, sondern die Hauptleidtragenden vergangener Kriege waren. Anderswo trägt man im Fußballstadion Wettkämpfe aus, hier werden, wie der Sprecher der Tagesschau verkündet, »Begegnungen« zwischen den Bundesligavereinen zelebriert. Dialogbereit gehen die Konfliktpartner aufeinander zu, um plaudernderweise ein Feindbild nach dem anderen abzuräumen. Den obersten Grundsatz deutscher Friedenspolitik, daß ein Deutscher zur Anwendung von Gewalt gar nicht fähig, daß jegliche Gewalt daher ausnahmslos die der anderen sei, haben die Grünen sogar ins offizielle Parteiprogramm übernommen. Gewaltfrei, wie sie per Beschluß geworden sind, können sie ruhig zwei Jahre Mindeststrafe für das Delikt Vergewaltigung fordern, obgleich gutes Zureden allein den Sittenstrolch kaum hinter Gitter bringt. Kracht in die Sonntagsruhe hinein doch mal ein Schuß, so hat ein Freund und Helfer seine Maschinenpistole mit einem Palmwedel verwechselt und beim Schwenken nicht aufgepaßt. Anderswo ist die Gesellschaft in Arbeiter und Fabrikanten, in Linke und Rechte und durch die Konkurrenz eines jeden gegen alle zerteilt. Hier aber gilt es, und seit Barschel mehr denn je, im Gegner wie im Konkurrenten stets den Menschen zu sehen und zu achten.

So schürt man den Zorn, weil der Minister Fritzchen Fischer als Minister betrachtet immer noch eine ganz passable Figur abgibt, was von seiner menschlichen Seite nicht behauptet werden kann. Sinnvoller im Interesse eines konfliktfreien Miteinanders ist es daher, im anderen beispielsweise einen Hund zu sehen, weil man dies Tier umso lieber mag, je mehr es dankbar mit dem Schwanz wedelt und seinem Herrn die Hand leckt. Der fromme Wunsch, die Menschen nicht als die Gegner, Konkurrenten, Rivalen, Interessenvertreter und Charaktermasken zu betrachten, die sie in der bürgerlichen Gesellschaft sind, tendiert obendrein dazu, die Menschen ihrer gesellschaftlichen Bestimmtheit zu entkleiden, und übrig bleibt der Mensch als solcher, die nackte, rohe Kreatur. Von Zeit zu Zeit treibt die Frömmelei mit kreatürlicher Wildheit die Animositäten hervor, auf denen sie beruht, und die sie überhaupt erst begründen und erzwingen. In unregelmäßigen Abständen erreicht daher die allgemeine Stimmungslage den Punkt, wo beispielsweise aus der obligatorischen allseitigen Dialogbereitschaft der starke Wunsch entsteht, dem anderen Quasselfritzen das Mundwerk mit der Klobürste zu stopfen.

Dann stillen frustrierte Menschentümler gern bei Carl Schmitt ihren Nachholbedarf. Sie fischen seine Broschüre »Der Begriff des Politischen« aus dem Regal, denn schon der erste Satz hält für die Entwöhnten eine Offenbarung zum Mitseufzen parat: »Die eigentlich *politische* Unterscheidung ist die Unterscheidung zwischen *Freund* und *Feind.«* Wie der Abstinenzler nach dem ersten Glas Schnaps gleich stieren Blicks gierig zum nächsten greift, wie die Dosenfutterkatze nach Hackfleischverzehr plötzlich den Wellensittich massakriert, so schlingt nun der engagierte Kriegsspielzeuggegner beispielsweise die Erkenntnisse in sich hinein, es beziehe sich »die reale Möglichkeit des Kampfes, die immer vorhanden sein muß, damit von Politik gesprochen werden kann«, entweder auf den »Krieg zwischen organisierten Völkereinheiten« oder »auf den Bürgerkrieg«. Bislang hatte der gute Mann unter politischem Kampf vor allem die Narkotisierung und Zermürbung des Gegners durch langweilige, weitschweifige oder blödsinnige Reden verstanden, und nun liest er: »Zum Begriff des Feindes gehört die im Bereich des Realen liegende Eventualität eines bewaffneten Kampfes, das bedeutet hier eines *Krieges.* (...) Krieg ist bewaffneter Kampf zwischen organisierten politischen Einheiten, Bürgerkrieg bewaffneter Kampf innerhalb einer (dadurch problematisch werdenden) Einheit. Das Wesentliche am Begriff der Waffe ist, daß es sich um ein Mittel physischer Tötung von Menschen handelt. (...) Die Begriffe Freund, Feind und Krieg erhalten ihren realen Sinn dadurch, daß sie insbesondere auf die reale Möglichkeit der physischen Tötung Bezug nehmen und behalten.«

Die Doppelmoppeleien des wissenschaftlichen Bürokratismus – der reale Sinn, die reale Möglichkeit – und seine pedantische Art, auf Selbstverständlichkeiten herumzureiten; der agitatorische Trick, eine durch Banalität überzeugende Behauptung wie eine messerscharfe Schlußfolgerung aussehen zu lassen – dies alles bewirkt bei autoritätsfürchtigen Intellektuellen einen heiligen Respekt vor der ebenso schlichten wie zutreffenden Botschaft: Kein Staat ohne Polizei und Militär, keine Polizei und kein Militär ohne Waffen, und zum Kartoffelschälen oder Erbsenputzen ist ein Granatwerfer das falsche Gerät. Bösartige, aber zur Friedfertigkeit verdammte Menschen, die vor allem den eigenen Daumen gefährden, wenn sie nur zum Küchenmesser greifen, debattieren dann unter dem Eindruck der nur für sie neuen Lehre eine Weile grundsätzlich über Sinn und Zweck der Anwendung von Gewalt, ob man tun sollen dürfte, wenn man wollen können täte. Die Voraussetzung des Palavers ist dabei seine garantierte Folgenlosigkeit. Tanzt ein Spielverderber dergestalt aus der Reihe, daß er einen kleinen Sprengsatz plaziert, so ist die Debatte beendet, der Gleichklang wiederhergestellt, und es erschallt einstimmig das bekannte Lied: Wir sind entsetzt und betroffen darüber, daß Menschen verletzt oder getötet wurden von Personen, die dazu gar nicht befugt sind.

Dann gehen die Anhänger Carl Schmitts sorgenfrei wieder ihrer Hauptbeschäftigung nach, die darin besteht, sich selbst für eine verfemte Elite zu halten. Zwei oder drei richtige Gedanken über die Gewalt und den Staat, Überlegungen von der zitierten, ebenso trivialen wie unwiderlegbaren Art, Erkenntnisse also, deren Gewinnung zu den Unvermeidlichkeiten des Alltags zählt, während ihre Verleugnung bisweilen selbst Geisteswissenschaftler mit qualifiziertem Abschluß überfordert, vermitteln überflüssigen, von Arbeitsplatzsorgen und Identitätsproblemen geplagten Studenten und Absolventen der weichen Fächer das angenehme Gefühl, sich zum harten Kern der Eingeweihten zählen zu dürfen. Aus der prekären gesellschaftlichen Lage dieser Schicht, an welcher gute Verdienstmöglichkeiten einzelner nichts ändern, resultiert der Doppelwunsch, sich durch unkonventionelle Allüren von der Menge der Konkurrenten abzugrenzen, und gleichzeitig Loyalität mit dem Massenbewußtsein zu dokumentieren. Schmitt selber erreicht diesen Zweck, wenn er in der schon zitierten Broschüre die Vorurteile des gewöhnlichen Spießbürgers gleichsam adelt, indem er sie mit dem Attribut »existenziell« ausstaffiert. Er schreibt, immerhin im Jahr 193 3, über den Feind: »Er bleibt ein A*nderer,* ein *Fremder.* Die Möglichkeit spezifisch politischer Beziehung ist dadurch gegeben, daß es nicht nur Freunde – Gleichgeartete und Verbündete – sondern auch Feinde gibt. Der Feind ist in einem besonders intensiven Sinne *existenziell* ein Anderer und Fremder, mit dem im extremen Fall *existenzielle Konflikte* möglich sind.«

Die platte Lüge, daß der Feind ein Fremder sei, obgleich der bevorzugte Tatort von Schädeleinschlagen und Gurgeldurchschneiden, oder in Schmitts Terminologie: der Austragungsort von existenziellen Konflikten seit Kain und Abel die Familie ist und man daher bis zu einer bestimmten Gesellschaftsstufe die Intensität der verwandtschaftlichen Bindungen am besten an der Mordquote mißt – kein Verwandtschaftsgrad, der nicht eine Mordvariante bezeichnen würde – ; die platte Lüge im ersten Teil der zitierten Passage also bereitet den Betrug im zweiten vor, welcher in der Versicherung liegt, daß Feindschaft schicksalhaft, unbegreiflich, unergründlich sei, eben existenziell.

An solcher Beweihräucherung seines Selbstbildes findet dann nicht nur der deutsche Bürger im Jahr 1933 Geschmack, der seine eigenen Motive bei der anstehenden Vernichtung der Juden und der Unterwerfung der Welt nicht verstehen mag, und noch weniger die seiner politischen Gegner. Sondern die Darreichungsform, Schmitts Trick, gewöhnlichen Denkschrott als erlesene Kostbarkeit zu präsentieren, die Kapitulation des Verstandes als Produkt tieferer Einsicht, als Offenbarung, derer nur ein Berufener teilhaftig wird; der Hokuspokus, der Etikettenschwindel also, welcher das Kompositionsgesetz von Schmitts Broschüren ist, ist gleichzeitig ihr Erfolgsgeheimnis bis heute. Hier findet der ressentimentgeladene Bürger Trost, der eins mit der Masse sein mag und gleichzeitig gern ein ganz Anderer, am besten ihr Führer wäre, der große unverstandene Einzelne, der den Hauptteil seines Lebens in der inneren Emigration verbringt, weil die Welt voller Konkurrenten und Feinde ist, die grundlos ihm, dem einzig Wohlmeinenden unter allen, die Butter vom Brot stehlen

wollen.

III

Seit kurzem ist »Die Technik des Staatsstreichs« von Curzio Malaparte wieder auf dem Markt.* Das Buch aus dem Jahr 1931 wurde für Leute geschrieben, welche die Anwendung von politischer Gewalt vor allem als praktisches Problem betrachten, – ein Schulungstext für moralische Grundsatzdiskussionen zwischen zwei Parteien mit vier Argumenten ist es sicher nicht. Wie der Titel verspricht, enthält es diverse vergleichende Studien über die Technik, eine Regierung zu stürzen, hinreißend geschriebene, sachkundige Essays, die gerade in dieser für Putschisten so wenig verheißungsvollen Zeit den Leser immer wieder zu kleinen Träumereien verleiten. Wer unbedingt mag, kann sich freilich auch weiterbilden, zunächst etwa dergestalt, daß er Schmitts faktenfreies dumpfes Brüten noch deutlicher als Produkt deutschen Bildungsmuffs begreifen und es daher noch lästiger finden wird. Ferner zeigt Malaparte in einem Text mit dem beziehungsreichen Titel »Hitler: Diktator aus Versehen« sehr schön, welch friedfertige politische Realität sich hinter den martialischen Parolen verbarg, mit welchen die Nazis, ihre Gegner und Carl Schmitt Propaganda machten:

»Seit Stresemanns Tod sind zwar Hitlers Reden immer heldischer und drohender geworden, aber seine Umsturztaktik hat sich nach und nach auf eine parlamentarische Lösung des Problems der Eroberung des Staates umgestellt. Die ersten Symptome dieser Entwicklung zeigten sich schon 1923. Nach dem mißglückten Staatsstreich von Hitler, Kahr und Ludendorf in München verlagerte sich die ganze revolutionäre Gewalt Hitlers in seine Reden. Die nationalsozialistischen Stoßtrupps werden nach und nach zu Verteilern von Flugschriften ihres Thronprätendenten. Ihr Führer zeigt sich in zunehmendem Maße der Gewalt abgeneigt. Schüsse tun seinen Ohren weh. (...) Ein Sturmabteilungsführer sagte mir in München, Hitler sei ein Cäsar, der nicht schwimmen kann, am Ufer eines Rubikon, der zu tief ist, um ihn durchwaten zu können. (...) Tatsächlich könnte man die gegenwärtige Krise im Nationalsozialismus als die Krise seiner 'Sozialdemokratisierung' bezeichnen. Es ist eine langsame Entwicklung zur Legalität, zu den legalen Formen und Methoden des politischen Kampfes: der Nationalsozialismus ist eine revolutionäre Armee, die im Begriff ist, eine mächtige Wählerorganisation zu werden, eine Art nationaler Block, der den Knüppel als eine seiner Jugendsünden ansieht, die zwar einen schlechten Ruf verschaffen, aber Vernunftehen nicht im Wege stehen. Er ist die Heilsarmee des deutschen Patriotismus, der keinen würdigeren Führer haben könnte als Hitler. (...) Die Eroberung des Staates ist für ihn nur durch die Eroberung des Reichstags vorstellbar. (...) Nicht als Sulla, nicht als Caesar, nicht als Cromwell, Bonaparte oder Lenin bietet sich diese Karikatur Mussolinis als Befreier des deutschen Vaterlandes an, sondern als Verteidiger des Gesetzes, als Wiederhersteller der nationalen Tradition, als Diener des Staates. (...) Vielleicht ist es das Schicksal Hitlers, durch einen parlamentarischen Kompromiß an die Macht zu gelangen: um die Rebellion seiner Kampfgruppen zu verhindern, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sie von der Eroberung des Staates abzulenken und ihre revolutionäre Aufgabe von der innenpolitischen auf die außenpolitische Ebene zu verlagern. Ist nicht die Frage der Grenzen im Osten seit einiger Zeit zum Hauptthema in Hitlers Reden geworden?«

* Edition Tiamat, Berlin, 25 Mark

Kasten >Lektürehinweis< auf Seite 46:

Drei Bücher, die über den Furor informieren, den Schmitts Texte nach wie vor bei bundesdeutschen Wissenschaftlern und sonstigen Intellektuellen auslösen:

Jacob Taubes (Hg.): Der Fürst dieser Welt

Carl Schmitt und die Folgen; Ferdinand Schöningh / Wilhelm Fink Verlag, München/Paderborn/Wien/Zürich, 2. Auflage 1985, 321 Seiten, 78 Mark

Klaus Hansen/Hans Lietzmann (Hg.): Carl Schmitt und die Liberalismuskritik; Verlag Leske und Budrich, Leverkusen 1988, 196 Seiten, 28 Mark

Günter Maschke: Der Tod des Carl Schmitt. Apologie und Polemik; Karolinger Verlag, Wien 1987, 164 Seiten, 29 Mark

Konkret 08/88, S 47

Wolfgang Schneider

Kriegserklärung

»Der Kult der rohen Gewalt, der militärischen Stärke neigt sich dem Untergang zu, (. . .) die Autonomie des Unternehmers und des Schriftstellers (dagegen) erweisen sich als aufstrebender Wert.«
György Konrád, Mai 1988

Schweigen wir für diesmal von der Autonomie des Unternehmers, der, – aus Gründen, die die Konkurrenz ihm diktiert, seit einigen Jahren dabei ist, zwischen Schottland und Sizilien einen Supermarkt einzurichten, aus dem er, durch bürokratische Schikanen, gewerkschaftliche Forderungen und politische Kontrollen nicht länger behindert, seinen Bedarf an Kapital, Waren, Dienstleistungen und Arbeitskräften decken wird – 20 Millionen Arbeitslose zeugen bereits heute von seinem Wirken. Fragen wir nach der Autonomie des Schriftstellers, der – während Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl vor dem »FAZ«-Leser »Die Vision eines europäischen Währungsraumes« ausbreitet, der Hauptgeschäftsführer der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände das bundesdeutsche Betriebsverfassungs- und Mitbestimmungsrecht als »Hemmschuh auf dem Wege zu einer wünschenswerten Vereinheitlichung des europäischen Unternehmensrechtes« bezeichnet und die zuständigen Minister der zwölf Mitgliedsstaaten sich bei ihrem routinemäßigen TREVI-Treffen (= Terrorismus, Radikalismus, Extremismus, internationale Gewalt) darauf verständigen, zwar innerhalb der EG einen »einheitlichen Bewegungsraum« zu schaffen, die Grenzen zu Drittländern jedoch abzuschotten – in Lissabon über die »kulturelle Identität Mitteleuropas« debattiert, in Berlin seinem »Traum von Europa« nachhängt, in Frankfurt die Frage »Hat das geistige Europa abgedankt?« verneint, in Bremen der Eröffnung einer Ausstellung über den »Mythos Europa« beiwohnt und schließlich in der deutschsprachigen Ausgabe von »Lettre International« »das glanzvolle Bild eines Europa der Kultur« ausgemalt findet, das gerade »durch seine physische und materielle Inexistenz in einer Reinheit erstrahlt, die der EG mit ihren nationalen Eifersüchteleien, Milchquoten, Tomaten-, Hammel-, Öl- und Getreidekrisen, Standortnormen und Technologieprogrammen so grausam abgeht«.

Auf den ersten Blick scheint das Verhältnis von europäischem Kulturbetrieb und europäischen Kapitalstrategien klar, weil gewöhnlich: »Vollendete Tatsachen werden mit unvollendeter Prosa abgefeiert«, hat Lothar Baier seine Eindrücke von den Literatentreffen und euromanischen Publikationen der letzten Monate zusammengefaßt und damit etwa den Umstand getroffen, daß drei Jahre nach Vorlage des »Weißbuchs zur Vollendung des Binnenmarktes« durch die EG-Kommission der Rowohlt Verlag im Herbst dieses Jahres die Redebeiträge des Berliner Schriftstellerkongresses unter dem Abenteuerspielplatzatmosphäre verströmenden Titel »Die Schriftsteller entdecken Europa« herausbringen wird.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß, was hierzulande noch immer als »kritische Intelligenz« mißverstanden wird, sich längst nicht mehr mit dem apologetischen Nachvollzug ökonomischer Maßgaben, mit der gefälligen Illustration des »größten und wohlhabendsten Markts der Welt« (EG-Kommissar K.-H. Narjes) begnügt. Imperiale Träume, nostalgische Sehnsüchte, Phantasien von einer Großmacht Europa, Rassismus, krudester Antikommunismus, albernster intellektueller Größenwahn, Geschichtsklitterungen und ein Euronationalismus, der die einzelstaatlichen Nationalismen zunächst zu pflegen, dann kontinental zu bündeln und schließlich aggressiv nach außen zu richten empfiehlt, prägen sowohl die Texte, die in Berlin und Frankfurt vorgetragen worden sind, die Bücher des ungarischen Autors, »Mitteleuropa«-Ideologen und Stars beider Veranstaltungen, György Konrad (gerade hat Suhrkamp wieder einen Band von ihm herausgebracht), als auch die einschlägigen »Lettre«-Aufsätze: Die Schriftsteller sind, nachdem sie sich in den letzten Jahren artig vom Proletariat, dem Sozialismus und der Dritten Welt verabschiedet hatten, in die Offensive gegangen und haben, kommende Weltmarktschlachten antizipierend, im Namen des europäischen Imperialismus dem Rest der Welt den Krieg erklärt.

40 Jahre nach der Zerschlagung des Nationalsozialismus, so steht's in »Lettre« zu lesen, müsse das »Ende der Ausnahmeepoche 'Nachkriegszeit'« konstatiert werden, die »Rückbesinnung auf die nationale Vergangenheit und Identität« sei nun ebenso fällig wie die »Rückkehr zur Kultur als nationalem Motor« und die »Wiederentdeckung« der »Werte der Geographie«. Zwar sei es noch »zu früh, zu sagen, zu welchem Ende diese Identitätssuche führen wird, aber man kann jetzt schon deutlich erkennen, daß sie Schluß macht mit der impliziten Zäsur von 1939-1945, auf der die Werte der Nachkriegszeit basierten«. Im übrigen sei, – und dafür stehe beispielhaft der bundesdeutsche Historikerstreit – »die Wiederentdeckung der Nationalkulturen in den europäischen Ländern unvermeidlich und vorteilhaft für die Sanierung der Nationalseele«, eine »positive Stufe auf dem Weg zu einer europäischen Identität, die endlich mit sich im reinen ist« – »dabei wird die Verteidigungsbereitschaft der Europäer das entscheidende Kriterium ihrer Reife darstellen«.

Auch Konrad schwärmt von der »politischen Emanzipation Europas« und seiner glorreichen Vergangenheit: »Die Demokratie ist die Hauptstraße der europäischen Geschichte«, von der »Autonomie und Originalität unseres Denkens«:

»Europäer sind wir durch innere komplexe Gehirntätigkeit«, beklagt, daß »ganz Europa unter die Vormundschaft zweier Randmächte geraten« sei und dadurch ausgerechnet »die Deutschen eine fundamentale nationale Kränkung erfahren haben«, verflucht die »feige Anpassung« europäischer Politiker »an die Jalta-Konstruktion« und schlägt vor, unseren »Nationalismus in zunehmendem Maße zu einem vernünftigen Euronationalismus« zu entwickeln – »es ist an der Zeit, daß wir zwischen Ost und West geistige Ordnung schaffen«.

Wie die aussehen soll, hat Konrad in Berlin erläutert, indem er sein von Sozialdemokraten und ehemaligen Maoisten aller Länder favorisiertes Konzept eines neutralen, blockfreien »Mitteleuropas« (zu dem Ungarn, Rumänien, Polen, Österreich, die CSSR und ein möglichst wiedervereinigtes Deutschland gehören sollen) auf seinen rationalen Kern reduzierte und schlicht »den Anschluß unserer Länder an die europäische Union, an den Gemeinsamen Markt und an die sonstigen Institutionen der europäischen Integration« forderte, damit einem Bedürfnis nachkommend, daß sich in der BRD schon seit einiger Zeit in Buchtiteln wie »Die Mitte liegt ostwärts« (also da, wo vor 50 Jahren noch der »Lebensraum« lag) und »taz«-Anzeigen ausdrückt: »Lettres Ziel heißt: Grenzen einreißen.«

So also sieht er aus, der »Traum von Europa«, den die Intelligenz der westeuropäischen Metropolen gemeinsam mit osteuropäischen Nationalisten nicht zum ersten Mal in diesem Jahrhundert träumt: Die Sowjetunion – marktwirtschaftlich aufgemischt bzw. zurückgestaucht »in die regungslose asiatische Ewigkeit«, dorthin, wo sie ihrem Wesen nach sowieso gehört, denn »die weite russische Seele ist ein undifferenziertes Subjekt, das nicht der historischen Logik (des zivilisierten Westens), sondern den Instinkten unterliegt« (»Lettre«); Amerika mitsamt seiner kulturbarbarischen Mentalität weit jenseits des Atlantik; und die »Vereinigten Staaten von Europa« – mächtig, stolz, satt und weiß, »anders als die übrige Welt« endlich wieder fähig, »eine Führungsfunktion in der Welt auszuüben« (Ferraris).

Für Konrad angesichts des Gesocks, das sich sonst noch so auf diesem Planeten herumtreibt, ein Gebot der Stunde: »So viele Halbverrückte randalieren und bomben auf den anderen Erdteilen, so viel Primitivismus drängt auf die internationale Bühne, daß die Repräsentation des mündigen Verstands am ehesten noch den Europäern vorbehalten bleibt. (...) Dieser Verstand ist mehr denn je vonnöten, denn es hat den Anschein, daß der Wahnsinn auf die farbige Welt übergegriffen hat.«

Konkret 08/88, S. 48

Matthias Altenburg

Full of Joys

Von acht Uhr früh bis vier Uhr früh ohne Pause: Schauspieler, Autoren, Übersetzer, ein Rechtsanwalt, ein Mandant lasen in Hamburgs Kampnagel-Fabrik den »Ulysses« von James Joyce, den Roman eines Tages im Leben des Leopold Bloom. Dieser Bloomsday« kostete auch einen Tag im Leben des Rezensenten

Joyce? Da hüpft mein Bregen erstmal zurück zu der kleinen Göttinger Anglistikstudentin. Eine Zahnspange hatte sie und hat mich über die Theke vom CLOCHARD weg angeblinzelt durch ihre dicken Brillengläser. Damals, Winter 78/79. Kalt wars, daß einem der Zipfel zur Erbse geschrumpelt ist. Und allein war ich auch. Und wenn man einsam ist, dann genügt sowieso ein tiefer Blick und man scheißt sich in die Hosen vor lauter Sehnsucht. Na ja, und etwas Warmes braucht der Mensch. Wie das so kommt, man kommt ins Gespräch. Was sie so macht, wie ich so heiße undsoweiter. Und weil wir ja Intellektulaller sind, dann bald auch die Frage: WAS LIEST'N GRADE? Sag ich: Joyce, JULÜSSES. Ungelogen, ich hab die zwei Worte noch nicht ganz zu Ende gesprochen, da kriegt das Mädel – Julie heißt sie, sagt sie – feuchte Stellen. Ob ich etwa das Original? Nein? Aber die Wollschlägersche Übersetzung sei freilich auch nicht schlecht. Allerdings habe der ebenfalls nicht ganz unbegnadete Harry Rowohlt einige berechtigte Einwände... Und auf welcher Seite ich denn sei? Na, da hätt ich das Beste ja noch vor mir. Also, die letzten sibbzich Seiten. Dieser INNERE MONOLOG DER MOLLY BLOOM. Obwohl Joyce diese Technik gar nicht erfunden habe, hat der Meister ja auch selber zugegeben, daß schon andere vor ihm... Vor allem ein gewisser, wie-heißt-er-noch, nein, nicht Asbach (Wenn eine schöne Frau dich, splitternackt/Von hinten an der Nudel packt/Ja, wenn dir soviel Gutes widerfährt/das ist schon einen...). Nein, nicht ASBACH, Julie says (= Julisses), auch nicht METAXA, richtig, DUJARDIN hat er geheißen.

Also der absolute Höhepunkt, sozusagen in jeder Hinsicht, sagt sie und kichert, also der absolute Höhepunkt das seien ja die letzten Zeilen, wie Molly ihren Dingsda – man wisse ja nie, mit wem sies grade habe – zu sich runterzieht: »und das Herz ging ihm wie verrückt und ich hab ja gesagt ja ich will Ja.« Und als mich das Mädel dann fragt, ob sie mir nicht bei ihr daheim, da sei es ja auch viel netter, ob sie mir da nicht vielleicht noch ein paar Seiten aus der New Yorker Ausgabe von Neunzehneinundsechzig vorlesen dürfe und als mir Patty Smith dann noch ins Ohr brüllt, daß sowieso die NIGHT BELONGS TO LOVERS, da hab ich JA gesagt, JA ICH WILL.

□

Mitte Mai 88. Anruf KONKRET. Ob ich nicht Lust hätte, mal nach Hamburg zu kommen. Klar, warum nicht, mal weg von Mutters Ofen, bißchen Frischluft um die Nase, also gut, worum geht's? Na ja, etwas verrückt sei das schon, da werde nämlich am 16. Juni der ULYSSES gelesen, aber nicht mal bloß nur ein Häppchen, sondern nahezu die ganze Schwarte, also 20 Stunden Nonstop Lesemarathon in der Kampnagelfabrik. Schweigen meinerseits. (Gedankenblase: Das hat ja noch gefehlt auf meine alten Tage, mir von der meschuggenen Gemeinde eines toten Dichters den Schlaf rauben lassen. Und dann womöglich nix Anständiges zu Saufen zwischendurch, bloß dieser klebrige Premierensekt. Und die Frau, allein zu Hause, kommt am Ende noch auf dumme Gedanken.) Hallo, ob ich noch da sei. Ja, ja, sag ich, interessantes Projekt, aber warum gerade am 16. Juni? Na, da sei doch BLOOMSDAY. Moment mal – Bloomsday, Bloomsday? – , ach richtig, Leopold Bloom heißt ja der Hauptheld des ULYSSES und das ganze dicke Buch spielt schließlich an diesem einen Tag in Dublin. Und ob ich auch wisse, warum der Dichter genau diesen Tag gewählt habe? Also, ehrlich gesagt... Am 16. Juni 1904 sei nämlich James Joyce das erste Mal mit Nora Barnacle, seinem späteren Eheweib, Hand in Hand durch Dublin marschiert, man könnte auch sagen: »She unbuttoned his trousers and masturbated him«. Ach so, na dann komm ich natürlich nach Hamburg zum BLOOMSDAY, das muß ja schließlich gefeiert werden, wo das doch genau vierundachtzig Jahre her ist.

□

Der ULYSSES ist vor allem und zuerst mal ein gigantisches Gerücht. Viele haben von dem Buch gehört, einige haben es im Regal stehen, wenige haben es gelesen und kaum einer hat es verstanden. Nicht, weil es so schwierig wäre, sondern weil immer wieder behauptet wird, es sei schwierig. Angst fressen Grips auf. Und fragt man einen der wenigen, die es gelesen haben, was denn nun drin stehe in dem Schinken, dann bekommt man prompt zur Antwort: »Ähh, hmm, das ist ziemlich schwierig zu beschreiben.« Versuchen wir es trotzdem, versuchen wir, die Weltkarte auf die Größe einer Briefmarke zu bringen:

Erzählt wird von einem ganz gewöhnlichen Tag in der irischen Stadt Dublin. Es ist ziemlich heiß, die Leute haben viel Durst und wenig Lust zu arbeiten. Morgens wird jemand beerdigt, um Mitternacht wird ein Kind geboren. Keine besonderen Vorkommnisse. Die Dubliner gehen ihren Geschäften und hängen ihren Gedanken nach. Man trifft sich, grüßt sich, wechselt ein paar Worte, trinkt ein Gläschen und geht wieder seiner Wege. Ein paar der Stadtbewohner lernen wir näher kennen: den jungen Bohemien Stephen Dedalus, seinen Freund, den großmäuligen Mediziner Buck Mulligan,

Leopold Bloom, vormals Reisender in Löschpapier, jetzt Anzeigenakquisiteur, und schließlich seine Frau Molly, auch bekannt als Marion Tweedy, Sängerin.

Stephen und Buck wohnen in einem Festungsturm in der Dubliner Bai. Schon beim Frühstück ärgert sich Stephen über einen blasierten Oxforder Studenten, der sich ebenfalls bei ihnen eingenistet hat. Um zehn Uhr vormittags geht er in Deasys Schule, wo er römische Geschichte unterrichtet. Nach einem Disput mit dem Schulleiter schlendert er über den Strand, um mit sich und seinen schrulligen, aber glasklaren Gedanken alleine zu sein.

Wie die Bewohner des MartelloTurmes steht auch Leopold Bloom um 8 Uhr auf. Als erstes kocht er seiner Frau den Morgentee. Nachdem er den Wasserkessel aufgesetzt hat, geht er rasch zum Schlachter, um sich eine Niere zu kaufen. Auf dem Rückweg nimmt er die Post mit ins Haus. Molly bekommt einen Brief von ihrem Impresario Blazes Boylan, der augenblicklich ihr Geliebter ist und der sich für 4 Uhr nachmittags bei ihr ankündigt. Leopold ist zwar die Eskapaden seiner Frau gewohnt, trotzdem wird ihn der Gedanke an dieses Treffen den ganzen Tag beunruhigen.

Doch schon in der nächsten Episode erfahren wir, daß auch Poldi, wie ihn seine Frau liebevoll-spöttisch nennt, sein sweet secret hat. Er holt vom Postamt einen Brief ab, den ihm die Typistin Martha Clifford unter der Deckadresse Henry Flower (!) geschrieben hat. In der St.Andrew's Church wohnt Bloom dem Ende einer Abendmahlsfeier bei, kauft anschließend bei einem Drogisten ein Stück Zitronenseife und bestellt für Molly ein Gesichtswasser. Bevor er auf der Beerdigung seines Freundes Dignam den Vater von Stephen Dedalus trifft, nimmt er noch rasch ein türkisches Bad. Nach der Trauerfeier verhandelt er mit dem Direktor von Freeman's Journal wegen eines Anzeigenkunden. Kurz nachdem Bloom das Redaktionsbüro verlassen hat, taucht Stephen dort auf, um einen Artikel loszuschlagen.

In David Byrnes Wirtshaus ißt Leopold ein Sandwich und trinkt ein Glas Burgunder. Anschließend geht er in die National Library, um etwas nachzuschlagen. Dort erläutert Stephen gerade einigen lokalen Literaturkennern seine Interpretation des 'Hamlet'. Aber wieder treffen Dedalus und Bloom nicht zusammen.

Das nächste Kapitel besteht aus achtzehn fragmentarischen Szenen. In einer wirbelnden Montage wird uns das Leben der Dubliner und damit der gesamte Roman en miniature vorgeführt.

Inzwischen ist es 4 Uhr nachmittags. In der Bar des Ormond Hotels nimmt Bloom endlich sein Mittagessen. Es wird Wein getrunken, es wird gesungen und der weiblichen Schönheit gehuldigt. Doch Poldys Freude ist getrübt, weil er weiß, daß ihm eben zu dieser Stunde von seinem geliebten Weib Hörner aufgesetzt werden. Er wechselt das Lokal, aber auch in Kiernans Pub findet er keine Ruhe. Ein betrunkener Nationalist pöbelt ihn an und zwingt ihn zur Flucht. Wir finden ihn wieder an eben jenem Strand, an den wir morgens schon den jungen Stephen und seine brainflood begleitet hatten. Jetzt attackiert hier ein ebenso dummgeiles wie frühreifes Mädchen den angeschlagenen Leopold mit wortlosen Verführungskünsten. Er bleibt standhaft, obwohl...

Bloom beschließt, seine schwangere Freundin, Mrs. Purefoy, zu besuchen. In der Entbindungsanstalt trifft er endlich mit Stephen zusammen, der dort mit einigen Medizinern zecht. Leopold findet Gefallen an dem jungen Künstler und gemeinsam ziehen die beiden weiter in den Dubliner red-light-district. Im Bordell von Bella Cohen erleben wir die phantastischen Metamorphosen des Leopold Bloom. Der Puff ist der Ort, wo Himmel und Hölle zu einer mächtigen Phantasmagorie verschmelzen.

Gemeinsam begeben sich Bloom und Dedalus auf den Heimweg, Richtung Eccles Street 7, wo Gattin Molly bereits schlummert. Unterwegs machen die beiden nochmal kurz Rast in einer Kutscherkneipe, trinken eine Tasse Kaffee und lauschen den Prahlereien eines Matrosen. Weil Stephen nicht zurück will in den Martello-Turm, bietet Leopold ihm ein Bett in seiner Wohnung an. Stephen lehnt jedoch ab, und so hocken sie bloß in der Küche beisammen, reden noch ein Weilchen, spielen ein großes Frage- und Antwortspiel, vergleichen ihre Erfahrungen und ziehen damit die Summe dieses Tages.

Molly ist durch die beiden Spätheimkehrer geweckt worden. Als Poldi schon längst neben ihr schläft, wälzt sie sich noch immer ruhelos hin und her. Ein langer Strom von Gedanken fließt durch ihren Kopf. Und da hätten wir ihn endlich, den grandiosen, berühmten, gefeierten INNEREN MONOLOG dieser modernen Penelope.

Joyce selbst war ganz begeistert: »Penelope ist der Clou des Buches. Der erste Satz besteht aus 2500 Wörtern. Die Episode hat acht Sätze. Sie beginnt und endet mit dem weiblichen Wort Ja. Sie dreht sich wie der mächtige Erdball, langsam, sicher und gleichmäßig rund und rundherum, ihre vier Kardinalpunkte sind die weiblichen Brüste, Arsch, Uterus und Fotze, ausgedrückt durch die Wörter, because, bottom (in allen Bedeutungen: Boden, Gesäß, Boden des Glases, Grund der See, Grund seines Herzens), woman, yes. Obgleich wahrscheinlich obszöner als alle vorangegangenen Episoden, erscheint sie mir als das vollkommen gesunde volle amoralische befruchtbare unzuverlässige vorsichtige gleichgültige Weib. Ich bin der (sic!) Fleisch, der stets bejaht.«

□

ULYSSES, sagt die Frau hinter dem Fahrkartenschalter und wischt sich über die Stirn.

Wie bitte, frag ich.

SCHWÜL ISSES, sagt sie.

Ach so, sag ich, ja ja. Einmal Hamburg hin und zurück, bitte.

Und dann bin ich fünf Stunden Zug gefahren und hab immer wieder gedacht Junge du hast doch ein Loch im Ofenrohr und dann hab ich den Redakteur besucht der ganzganz vieleviele Bücher hat und seine Freundin die auch Redakteurin ist und wir waren alle sehr nett zueinander und haben Rotwein getrunken und dann sind wir noch Griechisch essen gegangen und dann hat mich der Redakteur gefragt ob ich noch einen Schluck Rotwein will und dann hab ich ja gesagt ja ich will ja und dann war ich betrunken weil ich nämlich schon im Speisewagen und dann sind wir schlafen gegangen und dann hatte ich am nächsten Morgen einen ganzganz dickendicken Kopf und mußte unbedingt noch duschen und dann hab ich mit meinem Krach noch die Redakteurin geweckt die bestimmt ganzganz böseböse war aber gesagt hat daß sie gar nicht böse ist und dann bin ich zu Kampnagels gefahren und hab mir was vorlesen lassen von morgens um acht bis zum nächsten Morgen um halb fünf und bloß eine halbe Stunde Pause und jedes Kapitel in einem anderen Raum daß man immer rennen mußte und nicht mal ordentlich aufs Klo konnte aber schön gemacht haben sies ja immer ein wechselndes Bühnenbild fast wie im richtigen Buch und nach ein paar Stunden hab ich schon eine ganze Menge Leute wiedererkannt zum Beispiel den einen der immer gegrinst hat und geguckt ob auch alle gucken daß er grinst weil dann nämlich alle wissen daß er es lustig findet und auch alles verstanden hat von dem ganzganz schwierigen Buch oder den Architekten mit dem Lederkissen das er immer mit rumgeschleppt

hat und immer hinter der Journalistin hergelaufen die dauernd geschrieben hat ich weiß nicht warum bloß als der Wollschläger gelesen hat da hat sie aufgehört hat ihr wohl gefallen wie der da vorne so britisch-schlank-bedächtig sein Kapitelchen geschnurrt hat obwohl der Rowohlt auch nicht schlecht war auf seine irische-breite-burschikose Art und das Pärchen das am Anfang noch ganz ordentlich nebeneinander gesessen hat und mittags hat sie sich schon mal an ihn gelehnt und gegen Abend haben die dann geknutscht und immer böse geguckt wenn ich mal eine geraucht hab obwohl das ja verboten war und dann haben sie zu fummeln angefangen und gestöhnt das man manchmal gargarnix mehr verstanden hat und da hab ich aber böse geguckt und konnte langsam schon gar nicht mehr sitzen und war ganzganz müde und wie am Anfang immer das Nummerngirl gesagt hat die Herrschaften die das nächste Kapitel hören wollen mögen mir bitte folgen und die dann zum Schluß nur noch gesagt hat hier lang bitte oder die eine mit dem Glockenrock die sich dauernd geschminkt hat und ganz etepetete und die dann am Abend neben mir einen Furz gelassen hat daß ich fast umgefallen wär die alte Sau und dann ist wirklich einer umgefallen beim letzten Kapitel zuerst hats gerummst und dann hats geschnarcht daß alle es gehört haben und sich angeschaut haben und gegrinst und dann war alles zuende und halb fünf morgens und fuhr noch gar keine U-Bahn und da hat mich einer gefragt ob er mich am Bahnhof vorbeibringen soll das fand ich ganzganz lieblieb und hab mich erst gar nicht getraut ja zu sagen und der war schonmal in Dublin und kannte das alles und dann hab ich doch ja gesagt ja ich will ja.

□

Wieviele verzagte Menschen kauern an den Rändern unserer staubigen Straßen und trauern ihren gestorbenen Träumen nach. Der eine wollte Dichter werden, die andere ihren Gesangslehrer freien, der dritte ist ein eifersüchtiger Fickfrosch und die vierte hat ihr Kindchen verloren. Und wenn man sie fragt: Was heult ihr, habt ihr nicht den ULYSSES gelesen, dann jammern alle im Chor: Nein, wir haben uns nicht getraut. So sind sie, die Leute, und die Menschen sind auch nicht besser: überqueren eine vierspurige Straße, ohne rechts und links zu gucken, aber trauen sich nicht, das BUCH IHRES LEBENS zu lesen.

Freilich, ein gutes Buch gibt soviel her wie die Wirklichkeit selbst. Und wie diese, ermöglicht es Mißverständnisse. Deshalb fallen sie ja auch alle drüber her und deuteln rein und raus, was ihnen in den Kram paßt. Weil sie alle immer nur suchen, was sie längst gefunden haben: die Psychos ihren Seelenquark, die Wichser ihre Stellen, die Frömmler ihren Atheismus und die Linken ihr Angaschemang.

Und die Philologen, die stürzen sich auf solche Romane wie die Fliegen auf die Scheiße. Anstatt sich auf ihre Funktion als Hilfswissenschaftler der Literaturkritik zu besinnen, schreiben sie über jede Seite Primär ihre hundert Seiten Sekundär, bis man nur noch versteht, daß man gar nichts versteht. Ob Joyce sich nun mehr auf Homer oder mehr auf Dante oder mehr auf die Bibel bezogen und wieviele Liebhaber Molly Bloom nun wirklich gehabt hat, also von diesen Fragen können ja Generationen von Professoren, Dozenten und Assistenten leben und gar nicht mal schlecht.

Kopflanger leben davon, daß sie den Rest der Welt einschüchtern. Sie schreiben: »Ulysses-Lektüre ist Schwerstarbeit... Das liest man nicht, das muß man studieren... Wer nicht mindestens einen Monat lang mit diesem Buch Tag und Nacht geteilt hat, sollte gar nicht erst versuchen, mitzureden.« Uwe Ruprecht heißt der Knecht, der das in der »taz« geschrieben hat.

Den Verzagten, denen man immer eingeredet hat, der ULYSSES sei ja sooo komplex, alles sei da im Flusse, kehre dauernd auf neue, verwandelte Weise wieder, daß man gar nicht mehr durchschaue, es wimmele von Anspielungen, die man unmöglich alle verstehen könne, all jenen Lämmerschwänzen sei nochmal zugerufen: Das Buch handelt von gewöhnlichen

Menschen, es spielt an einem gewöhnlichen Tag in einer ganz gewöhnlichen Stadt. Und alles, alles stimmt. Es ist auf den Fels des Joyceschen Lebens gebaut. Für jede Figur gibt es ein Vorbild, für jedes geschriebene Ereignis ein gelebtes Erlebnis. Man sagt sogar, daß man die Stadt Dublin, wäre sie am 17. Juni 1904 zerstört worden, nach den Plänen des Romans genauso wieder hätte aufbauen können, wie sie einen Tag zuvor noch stand. Und es gibt sogar depperte Joyce-Fans, die ihren Meister nur deshalb so lieben, weil man wirklich jeden Ort der Stadt von jedem anderen genau in der Zeit erreicht, die Joyce seinen Helden dafür läßt – die Fans haben es mit Stoppuhren überprüft. Und allen, die den Autor jetzt zum Hyper-Super-Mega-Genie erniedrigen wollen, denen sei mal ein Sätzchen ins Ohr gestopft, welches er über FINNEGANS WAKE gesagt hat, das aber genauso für ULYSSES gilt: »Dieses Buch ist von den Leuten geschrieben worden, denen ich begegnet bin oder die ich gekannt habe.«

Der ULYSSES ist das Gegenteil eines surrealen Hirnfurzes. In diesem Roman gibt es keine Anspielung, die mit ein wenig Arbeit (die aber von dem doppelten Vergnügen aufgewogen wird) nicht zu entschlüsseln wäre. Nichts ist hier beliebig. Und wenn ULYSSES denn ein Rätsel ist, dann eines, das seine Lösung selbst beherbergt. Für jede Frage, die es uns stellt, gibt es uns irgendwo die Antwort und gleich noch die Lust, diese Antwort zu hinterfragen. Oder, wie der Meister sagt: »Laien sollen zum Selbstdenken ermutigt werden.«

Nein, eine leichte Lektüre ist dieses Buch nicht. Aber ein himmlisch-höllisches Vergnügen. Der Text ist so sehr aufgeladen mit Wirklichkeit und Phantasie, daß er sich alle paar Sätze in Pointen entladen muß. Joyce wollte auf nichts hinaus. Es ging ihm um die Wahrheit, um sonst nichts. Er hat gezeigt, daß das Gewöhnliche das Außergewöhnliche ist. Der 16. Juni 1904 war ein Alltag. Joyce hat ihn zum Tag aller Tage gemacht.

□

Eine kleine Rezeptions-Geschichte. Henner ist seit über fünfzig Jahren Nachtportier im »Blütenhof«, was ein nicht ganz feines Hotel im Frankfurter Bahnhofsviertel ist. Henner ist Kommunist und ein großer Leser vor dem Herren. Er sagt, er habe halt immer lesen müssen, weil er sonst die Welt nicht mehr verstanden hätte, bei allem, was er erlebt hat. Er nennt das »mit dem Arsch lesen« . Und reichlich Zeit habe er ja auch immer gehabt, nachts in seiner Rezeption. Den ULYSSES kennt er schon seit 1927, als das Buch zum ersten Mal auf Deutsch erschien. Ich solle ruhig mal vorbeikommen, am besten so zwischen 5 und 8 Uhr morgens, dann seien die letzten Freier aus dem Haus und die Mädchen würden alle noch schlafen.

Der Tucholsky habe mit dem Buch ja nicht sehr viel anfangen können, sagt Henner. Aber hier, nimm nur mal die letzten Sätze seiner Besprechung, ist das nicht wunderschön gesagt. Der ULYSSES sei wie »Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.« Oder was er über die Goyertsche Übersetzung geschrieben habe: »Hier ist entweder ein Mord geschehen oder eine Leiche fotografiert.« Henner kichert und schlürft an seinen Burgunder. Dann geht er auf Tauchstation, kramt in einer Kiste unter dem Tresen und kommt grinsend wieder nach oben, in der Hand einen zerfledderten Packen Papier. Es sind die Protokolle vom 1. Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller aus dem Jahr 1934. Henner liest und lacht und kommt in Fahrt. Hier, sagt er, was der Genosse Radek gesagt hat: »Ein von Würmern wimmelnder Misthaufen, mit einer Filmkamera durch ein Mikroskop aufgenommen – das ist Joyces Werk.« Ja, und dann habe der wackere Wieland Herzfelde versucht, sein »morbides Interesse« an Joyce zu verteidigen. Und Radek habe im Schlußwort nochmal nachgeschlagen: »Joyce' Inhalt ist ein Spiegelbild vom Reaktionärsten, was das Kleinbürgertum aufzuweisen hat. Joyce steht auf der anderen Seite der Barrikaden.« Das Protokoll vermerkt »langandauernden Beifall«. Na ja, hat dem Radek auch nix genützt, der Stalin hat ihn trotzdem .... sagt Henner und streicht sich mit der Hand über die Gurgel. Und ob ich gelesen habe, was Joyce zu den Anwürfen der Marxisten gesagt habe. Warte mal, hier ist die Stelle: »Ich weiß nicht, warum sie mich angreifen. In meinen Büchern gibt es keinen, der mehr als tausend Pfund besitzt.« Schön gekontert, oder?

Henner hebt sein Glas und hält es gegen das trübe Licht über der Eingangstür. Trink aus, mein Junge, sagt er, ich muß ins Bett.

Es ist 8 Uhr morgens. Ein neuer Tag beginnt.

Konkret 08/88, S. 52

Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Musikplaudertasche

Auch wenn mir das wieder weder die Bundesfilmverscherbelungsstelle für ~ »Besonders wertvoll«-Plaketten noch gar Kaisers instinktsicher jedem falschen Propheten nachschalmeiender Joachim glaubt: Ingmar Bergmans bis zum Mythos hochgelobhudelte, immer noch gern in den Kinos gezeigte »Zauberflöten«-Version ist in ihrem frappanten wenn nicht flagranten Demokratieschmalz und in ihrer seelenfängerischen, nämlich beim Dr. Franz Alt und seiner Gemahlin hausierengehenden Kinderanbiederei ein schwer verzinkter und darum vielleicht noch wuchtigerer Kitsch als selbst die gottverlassene Verdi-»Aida« 1987 im ägyptischen Luxor es bis zur Gottverdammnis war.

&

Der von aller Welt wunschgemäß als »androgyn« angestaunte Michael Jackson ist deshalb nach den Worten seines Sponsors, des Pepsi-Cola-Präsidenten Roger Enrico, keineswegs nur mehr ein Superstar, auch nicht länger Hyper- oder Ultrastar, nicht einmal mehr ein Stereo- oder Quadrooder Turbostar, sondern (und ein Journalist schnattert's seither dem anderen und dem Enrico nach): »ein Mega-Star«, ja sogar »auch eine Mega-Person«.

Wenn er so weitermacht, wird er bald ein Makro-, ein Maggi- und am Ende sogar noch ein Pepsi-Star, ja eine Pepsi-Person.

&

Er ist schon ein gnadenreicher Riesen-, ein Megaknaller, jener Redakteur Klaus Umbach, der uns im »Spiegel« seit ca. wahrscheinlich einem Vierteljahrhundert so ca. alle zwei Monate stets aufs neue unverzagt – denn er hofft darauf, daß wir's inzwischen wieder vergessen haben – als die invariant variable immergleiche Novität erklärt: daß Bach in Wahrheit ein sturer Wurstel, Mozart ein infantiler Wichtel und Schubert aber keineswegs der bekannte dumme Zausel aus dem Dreimädelhaus war; sowie auch das, daß mit Harnoncourts letzter Monteverdi-Auslegung jetzt allesalles ganzganz anders wird, als selbst der letzte »Spiegel«-Leserdepp sich das allerdings auch nie zusammengereimt hat.

Und das alles, so interessant es eh nicht ist, trägt Umbach in einem Ton vor, vor dem zwar selbst Kraus hin und wieder in die Knie gegangen wäre, seinen Bahrs und Kalbecks Abbitte zu leisten, daß sie's, so gesehen, mit ihren kritischen Gaunereien vergleichsweise ja noch letztlich gnädig trieben; der aber offensichtlich so exakt die Vision dessen zur Druckreife zwingt, was Augstein sich in seinen musikerfülltesten Herausgeberträumen unter einer magazingerechten Konzertberichterstattung imaginiert, daß er seinen Umbach nicht nur noch immer nicht hinausgeschmissen, sondern werweiß ihn ja einstens sogar von der TV-Vorschau-Kolumne der »Bild«-Zeitung abgeworben hat.

Vor ein paar Wochen hat nun K. Umbach den amerikanischen Opernkomponisten Philip Glass entdeckt – und schon geht's im Feuilleton rund: »Magische Bilder leuchten auf und verlöschen. Noch bevor der eine Blickfang verblaßt, zeichnet sich der nächste ab. Genau wie im Film, wenn Szenen ineinander übergehen, ändern sich die Ansichten in fließendem Wechsel. Der Sternenhimmel, kaum erhellt, weicht der Erdkugel, der Globus Räumen, der Wald einem Garten« –

Was is'? Doch weiter:

»Während 'M.', von Lärm, Horrorvisionen und psychedelischen Räuschen um den Verstand gebracht, eigentlich nur einen Science-fiktiven Trip ins eigene Oberstübchen durchmacht, werfen neun Projektoren in einem raffinierten Überblendungsprogramm immer neue, in weichen Übergängen zerfließende Photos auf fünf Leinwände: Bilder mit rauhem Gestein, Fratzen und Totenschädeln, mit farbigen Schlieren und schwarzweißen Rastern – der Guckkasten als pandämonische Trickkiste: Du meinst, du bist im Kino, bist aber in der Oper.«

Sehr gut, neuer Absatz. Und?

»Denn bevor noch die Milchstraße auf dem geschlossenen Vorhang zu flimmern anfängt, quillt aus den Lautsprecher-Batterien beiderseits der Bühne ein Orgelton in kellertiefem Baß und steigert sich unter schmerzhaft schrillem Crescendo zu einem Mega-Fortissimo« – –

na also, da haben wir's ja tatsächlich wieder, unser auch einem E-Musik-Mann schon unverzichtbares Mega-Dings. Ja, doch, genau, genau so hab außer Augstein auch ich mir den Einstieg in die Oper wie in einen über drei wertvolle »Spiegel«-Kulturseiten hin schmerzhaft, aber schrill aus dem Guckkasten des eigenen Oberstübchens will sagen der pandämonischen Trickkiste hervorquillenden Supertopreport deutscher Megajournaille immer ausgemalt. Ein kleiner Rest von Bangnis bleibt, ein Seitenverdacht: Daß Glass ein Pseudonym K. Umbachs ist.

&

Womöglich kann man die verschwimmenden Grenzen, den einst so viel umzankten und angeblich reicht zu velwechsernden Unterschied von Links und Rechts heute ganz simpel mit dem Kriterium der Akzeptanz neu bestimmen. Die einen, die genuinen Linken, leiden darunter; die anderen, die ewig Rechten, akzeptieren habituell freudig einfach alles und jedes: neue achtspurige Straßen, 50stöckige Parkhochhäuser, Kabelfernsehen mit 70 Programmen – und so auch froh aufrechten Sinns die eigentlich traurige Tatsache, daß Karajan mit 80 noch die »Tosca« übersteht. Sowie vor allem, allem voran, U. Barschels geistigseelischen Nachlaß, die schleswig-holsteinischen Musiksommerfestivalfolkloreabläufe schmählichster Kitschgesinnung, welche gleichwohl auch ein B. Engholm, als eine seiner ersten Amtshandlungen, vollinhaltlich neu absegnete. Die, zwar wenn's nach unser einem ginge, wie den genannten Verewigten der Teufel holen möge, die aber immerhin dem Oberdynamiker und Superg'schaftlhuber und Hyperakzeptanzapostel Justus Frantz eine Plattform verschaffen, übers öde Klavierspielen mit dem Intimfreund Helmut Schmidt hinaus nachzuweisen, daß der Mensch zu entschieden Höherem geboren, nämlich wenn schon ein trivialer Schafskopf, dann wenigstens ein expansiver ist; und deshalb wird er jetzt auch gleich noch nebenher Musikchef des Bayerischen Rundfunks .

Frantz hat im übrigen einen ähnlich buntgesinnten Gefährten gekriegt, ja fast schon Konkurrenz: Im Prof. Wolfgang Gönnenwein, ursprünglich braver schwäbischer Kapellmeister, jetzt vollintegriertes Mitglied im Kabinette L. Späth, zuständig für Kulturangelegenheiten schlechthin – ja doch, manchmal schlägt das öde und blöde Mozartdirigieren zu richtiggehenden Weihen aus, die sich regierungspolitisch hinter Steffi Graf und Boris Becker keineswegs zu verstecken brauchen, sondern im Dinnerjackett aus dem Sportcabrio kletternd und möglichst auch noch mit hochgewachsenen blonden Damen garniert – nein nein, ich streite es ja gar nicht ab, doch doch, solche Männer und Impresariocäsaren braucht das Land, ich aber verleihe hier doch dem klammheimlichen Wunsche heroisch offen Ausdruck wie nur Beethoven mit der stolzen In-Tyrannos-Gebärde seiner Eroica vor mir es tat: Der Blitz möge alle – alle! – in diesem (und im vorigen) Artikel Genannten noch dieses Jahr beim Scheißen treffen!

&

Vitus B. Dröscher, Wie menschlich sind Tiere?, 1985, S. 54:

»Vögel offenbaren bei der Suche nach einem Ehepartner einen ausgesprochenen Schönheitssinn. Nur diejenigen Nachtigallen-, Amsel-, Kanarienvögel-Männchen, die am bezauberndsten singen, haben eine Chance, von den Weibchen erwählt zu werden. Junge Kraftprotze, deren Gesang meist noch mangelhaft ist, finden in ihrer ersten Brutsaison nur selten eine Partnerin. Als Mauerblümchen bekommen sie Gelegenheit, noch ein Jahr fleißig zu üben, mehr Schönheit und Variation in ihrem Melodienschatz zu sammeln, exakte Treffsicherheit in den Tönen zu trainieren, mehr Perfektion im Rhythmus zu erreichen.«

Das präzise Modell von Wagners »Meistersingern« 1. Akt/3. Akt, klar; nur schafft Walther Stolzing den Lernprozeß in ca. 20 Stunden: Zwischen dem 23. Juni, ca. 16 Uhr, und dem 24. Juni, ca. 12 Uhr. Wußten Sie aber auch schon, daß manche Vögel regelrechte Kammermusik- bzw. Liederabende veranstalten? Nach festem Rezeptionsschema Vortragende hie, Publikum »mit schief gehaltenen Köpfchen« (Dröscher, S. 40) dort? Tscha, Vögel sind eben doch viel bourgeoiser, ja spießiger, als R. Wagner sie uns im »Siegfried« unterjubilierte.

&

Auflösung von Heft 6/88, Rätsel Verdi-Schubert: »Don Carlo«, Duett Elisabetta-Carlo »Io vengo a domandar grazia alla mia Regina« – die m. W. übrigens einzige Musik, die sowohl Delirium als auch Fallsucht (des historischen Karlos) mit rein musikalischen Mitteln sinnfällig macht.

&

Daß der Fernsehnärrin Carolin Reiber rücksichtslos rollende »r«s uns durchaus zum Nervenarzt treiben können; daß aber andererseits *der* Basso cantabile, *der* Don Giovanni des Jahrhunderts, Cesare Siepi also, ganz wesentlich auch von diesem wie schwarzes Öl, ja wie glutwarmer Teer rollenden und sich entrollendem »r« zehrt und dabei sogar unsereins, einen Mann, zu erotisieren, ja schwerst zu laszivieren vermag: *Die* Dialektik sollte schnellstens auch mal genauer untersicht werden.

Von einem Neurochemiker? Vor der nach-reichischen Orgasmusforschung? – Na, dann in Gottesnamen, sobald ich in Rente gehe, halt von mir.

&

»FRAUEN! Damit Ihr EINMAL auf Eure Kosten kommt: DON GIOVANNI Städtische Bühnen Münster« (Großanzeige in Ultimo, Stadtmagazin Münster).

Ja, doch, davon hab ich auch schon läuten hören, daß frappanter Weise im ultramontanen Münster einer ist, der die »r«s noch unwiderstehlicher rollt, die Vokale noch betörender, einfeuchtender ölt als selbst der bislang als säkularer Protagonist geltende und schon erwähnte Siepi; kurz, der die Frauen endlich mal so richtig anmacht, ihnen einheizt und endlichendlich das beschert, was sie seit 1787 weißgott mal verdient haben. Denn genau bedacht, siehe auch die Frauen- Tanz- und

Aufklärungsgruppe »Donna Giovanni«, haben ja sie die Oper auch letzten Endes geschrieben. Und endlich Anspruch auf ihren Lohn.

Leider kommt die Heilsbotschaft für die meisten zu spät. Letzte Vorstellung war am 10. Juni.

&

Gut lachen hatte jüngst SZ-Musik-Großkritiker Joachim Kaiser, als er anläßlich seines 725. Besuchs des »Rosenkavalier« bemerkte, daß Carlos Kleiber bei seinem 118. Dirigat der Oper noch »herrlich mitreißend-enthusiastischer, fabelhaft schattenlos jubelnder, wunderbar-elementar phantastischer, großartig-waghalsig dämonisch-bangherber, aber auch gefährdet groß erregt-archaischer« dirigierte als beim 117. Male. Unseren Glückwunsch!

&

Auf meinem Totenbette aber möge man mir, wenn noch Zeit ist, nicht eins der (bei Orfeo erstveröffentlichten) sehr erheiternden Maultrommel-Konzerte von Albrechtsberger vorspielen – der für die Theorie der Maultrommel zuständige Dichterarzt Justinus Kerner wähnte, ähnliche Töne höre der Sterbende ohnedies. Sondern wahrscheinlich bleibt es doch beim Mondlied aus Dvoraks »Rusalka« – aber bitte mit Rita Streich (DGG) und – doch, da bleibe ich Snob – auf böhmisch gesungen; so konsonantenexotistisch Iyrisch hinschmelzend, daß ich mich wahrscheinlich doch noch mal hochrapple

Konkret 08/88, S. 54

Franz Lerchenmüller

Die Linke säuft

Keiner stehle sich davon, behaupte vielleicht, er kenne diesen Film gar nicht, in dem er gewiß auch schon einmal die tragende Rolle geben durfte: Die paar Gestalten im Morgengrauen, die Getränkereste in sich hineinkippen, verbissen seit Stunden um Belanglosigkeiten ringend, mit stieren Augen, mit Worten, die im Munde anecken, Sätzen, die sich wie von selbst verschachteln

I

Mag sein, der Geist steht immer noch links, wie unsere Großväter voll gesunden Selbstbewußtseins befanden. Sicher ist: Ganz nahebei dort steht, in vielen Farben und Geschmäckern, inzwischen der Weingeist. Dort zieht Biernebel auf und Schnapsglück strahlt.

Die Linke: der Teil der Bevölkerung, der die Verhältnisse, in denen wir leben, als kapitalistische verstanden hat; der miterlebt, wie innerhalb dieser Ordnung Menschen ausgebeutet und zerstört werden, und der deshalb mehr oder minder »entschlossen« an ihrem Umsturz, mindestens aber an einer tiefgehenden Veränderung mitarbeitet.

Dieser Teil der Bevölkerung säuft. Was zunächst nicht weiter erstaunt, denn auch die restliche Bevölkerung säuft: Rechte, Linke, Liberale, Christen, Unpolitische, Punktschweißer, Vorsitzende, Hebammen, alle saufen in der Republik.

Nicht daß die Linke säuft, verwundert. Daß sie sich gar nicht darüber wundert, ist erstaunlich.

II

Belege? Zuhauf: Parteitage. Initiativsitzungen. Gewerkschaftsseminare. Bezirksgruppentreffen. Theoriezirkelabende. – Tagesordnungen, Termine, Anträge, Abstimmungsergebnisse, Vorlagen. Diskutiert wird sachlich, wer abschweift, verliert Punkte; wer sentimental wird, Sympathien. Nüchternes Arbeitsklima, ähnlich dem, das tagsüber im Betrieb herrschte. Angesichts der zu bewältigenden Aufgaben der längst als notwendig erfahrene Stil. Selbstdisziplin.

Danach, keine Frage, jeder »kommt noch mit in die Kneipe«. Die selbstverordnete Spannung fällt plötzlich ab. Lärmende Bestellungen, gelöstes Aufatmen beim ersten Anstoßen, beim ersten Schluck. Wer sich eben noch theoretisch aufs Messer bekriegt hat, prostet sich zu. Jetzt ist auch die Linke Mensch, Leben kommt in die Gesichter, Stimmen gewinnen an Höhe und Tiefe. Man nimmt Debatten noch einmal auf, holt weit aus, belegt und zerpflückt ausführlicher, farbiger, anschaulicher, Zensur findet nicht mehr statt, auch die rhetorischen Mauerblümchen von vorhin haben nun etwas zu sagen. Es ist die Zeit, Privates ins Gespräch einfließen zu lassen, Sympathien deutlicher zu zeigen. Getrunken wird schnell, denn allzulange dauert die Freude nicht, die meisten müssen am nächsten Morgen früh raus.

Oder die Feste. Die kennt jeder: Genossen, die in der Küche Hof halten, nahe bei Bierfaß und Salattisch. Die andern, die sich eine Flasche vom guten Wein holen und in einer Ecke niederlassen und zusehen und sich dann wieder eine Flasche vom guten Wein holen und. Die paar Gestalten im Morgengrauen, die Getränkereste in sich hineinkippen, verbissen seit Stunden um Belanglosigkeiten ringend, mit stieren Augen, mit Worten, die im Mund anecken, Sätzen, die sich von selbst verschachteln. Ihre plötzlichen Verbrüderungsversuche, die grundlosen Zuneigungsbeweise ansonsten Gleichgültiger.

Oder: ein Bericht über das richtige Trinken von Bier in der größten linken westdeutschen Zeitschrift, den wir alle, ich wette, mit enormem Vergnügen gelesen haben.

Oder: die Einladungen zur Lammkeule, zu den vielen Flaschen guter Lagen, die sich am nächsten Morgen leer stapeln.

Oder: die Ausbeute für Glascontainer und Pfandkasse.

Und bei alledem: daß einige ganz furchtbar viel und immer öfter und immer mehr – darüber spricht man nicht. Auch nicht unter Linken.

III

Natürlich weiß er Bescheid, der Linke, hat schon alles mal irgendwo gelesen: 1,8 Millionen Bundesdeutsche sind Alkoholiker, sieben bis neun Millionen gelten als alkoholgefährdet, saufen regelmäßig und gar nicht mäßig. – Kollegen, die eben mal einen gehoben haben, sind an 300000-400000 Arbeitsunfällen beteiligt. Durch Verkehrsunfälle, an denen Angesäuselte, Beschickerte, Angeheiterte und Beschwipste die Schuld hatten, werden 65000 Menschen verletzt und 2700 umgebracht. 2000 durch Alkohol lebenslang geschädigte Kinder kommen auf die Welt. Ungefähr und alle Jahre wieder.

Und er, der Linke, kennt auch die Kehrseite: 1983 wurden in der Bundesrepublik fast 42 Milliarden DM für Alkohol ausgegeben. Der Sozial- und Wohlfahrtsstaat kassierte 6,25 Milliarden davon als Steuern ab. Und läßt die 30 Milliarden, die gleichzeitig an Krankenhauskosten und Soziallasten für Alkoholkranke fällig werden, von – Subsidiarität soll sein – den

diversen »Solidargemeinschaften« bezahlen. – Das hat er parat, das ist ihm Unterfutter für seine Argumente, da lächelt der erfahrene Linke nur müde: die sozialen Verwüstungen des Systems! Die zynische Logik des spätkapitalistischen Staates ! Daß die Dritte Welt sich immer mehr zu Tode säuft, daß Südkorea, Kamerun neue Spitzenplätze einnehmen, mit Steigerungsraten von 600, 700 Prozent in den letzten 20 Jahren – auch das notiert er nebenbei. Und daß sowjetische Wissenschaftler inzwischen Gefängnisstrafen für Trunkenheit fordern, bei 40 Millionen offiziell erfaßten Trinkern in der UdSSR – kein Wunder, meinen die einen, die den real existierenden nie für Sozialismus hielten; Leistungszwang durch Systemkonkurrenz, die andern, die im übrigen ausführlich von den völkerverbindenden Qualitäten der Wodkagelage bei deutsch-sowjetischen Freundschaften schwärmen können.

IV

Als die Linken den Alltag der Ihren noch nicht der Vergnügungsindustrie und der Einfallslosigkeit überlassen hatten, als es noch Arbeitersportvereine gab und gemeinsame Ausflüge, als Politik eben immer auch ein Stück Miteinanderleben war, da wurde die Auseinandersetzung um den Alkohol auch in Parteigruppen, Ortsvereinen und in den Betrieben geführt. Da gab es eigene Abstinenzlervereine. Flugblätter gegen den Suff.

Man stelle sich vor, heute käme einer daher und verlangte, daß »Saufen« zum Thema zu machen wäre. Danke, das reicht ! – Zwar verbietet linke Aufgeklärtheit gerade noch, daß über Anonyme Alkoholiker oder Guttempler oder andere derartige Gruppen laut gelacht wird, aber so ganz ernst nimmt sie doch keiner, die Antialkoholiker mit den strengen Ritualen und ihrem gelegentlich wortreichen Sendungsbewußtsein.

Es ist auch noch nicht so lange her, daß Wohngemeinschaften ihre Wände mit den genauso witz- wie wirkungslosen Warnpostern der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung tapezierten und die Bewohner sich, kleiner Gag, darunter zutranken.

V

Fettleber, Gastritis, Zirrhose, Eifersuchtswahn, Potenzrückgang, Nervenentzündungen, Delirium, statistische Verkürzung der Lebenszeit um 10 Prozent – nun ja. Totschlagargumente. Unwiderlegbar. Aber wer säuft, ist noch nicht gleich Alkoholiker. Und wen schrecken solche, von jedem weit in die Zukunft geschobenen Aussichten eigentlich? Nicht einmal den, der ansonsten Sturm läuft dagegen, daß per REFA, Sonderschicht oder Einsparungen beim Arbeitsschutz über den einzigen Wert, den er anzubieten hat, Körper und Gesundheit, beliebig verfügt wird. – Wie wäre es einmal damit: »Bei einer einmaligen schweren Alkohol-Intoxikation gehen etwa 10 Millionen graue Hirnzellen irreversibel zugrunde.«?

VI

Man nimmt nicht ungestraft die hiesige Wirklichkeit zur Kenntnis: Das Ansteigen der Krebsraten. Die Langzeitentwicklung des Arbeitsmarktes. Die Zurichtung des Landes zum chemisch-atomaren Kriegsplatz. Man dreht durch. Oder schafft sich Durchbrüche, Ausflipps. Und wenn der Großteil der Bevölkerung seinen blinden Haß ersäuft, sein richtiges Gefühl, ausgelieferte Manövriermasse zu sein, beliebig hin- und herschiebbares Arbeitsmaterial, so schütten die Linken darüber hinaus ihr Wissen zu, wie alles kommt und kommen muß, und ihre tagtägliche Erfahrung, daß ihnen die Macht fehlt, etwas zu ändern.

Mitzuerleben, wie elegant dieser Staat Unruhe und Widerstand aufsaugt und zerschlägt und sich immer wieder als die festzementierteste aller Welten darzustellen vermag – kann ich noch ein Bier haben? Die Linke derweil richtungslos, zersplittert, hier bricht eine Gruppe auseinander, da geht eine Zeitung kaputt, der eine oder andere stirbt. Wahrscheinlich wäre niemand überraschter als diese Linke selbst, wenn in Westeuropa tatsächlich stattfinden würde, was immer noch oberstes Ziel linker Politik ist: ein Umsturz der Verhältnisse.

Doch die sind schon so. Aldi-Sekt für alle. Und für uns ein Sonderrecht auf Selbstmitleid?

VII

Vielleicht ist nämlich auch alles einfacher. Linke saufen, wie andere auch, aus Wehleidigkeit, Gewohnheit, Langeweile, aus Lust am Rausch. Und haben nur, dialektisch geschult, die besseren, ja die beste aller Ausreden: Es gibt kein richtiges Leben im falschen.

VIII

Gerade wer im Glashaus sitzt, soll ab V und zu mit Steinen werfen. Frische Luft hereinlassen.

Konkret 08/88, S. 56

Ingrid Strobl

ich habe gelesen

Ein Reisender in Sachen Strafvollzug kommt auf eine entlegene Insel, die einem nicht näher bezeichneten Staat als Strafkolonie dient. Zweck seines Besuches ist die Vorführung einer einzigartigen Maschine, die zugleich als Folter- und Hinrichtungsinstrument dient. So beginnt Kafkas Erzählung »In der Strafkolonie«, eine Erzählung, die in den frühen 70er Jahren so legendär war, wie in den frühen 60er Jahren »Die Verwandlung«. Heute muß man nicht mehr Kafka lesen, um mitreden zu können. Kafka ist gewissermaßen out, im hellen Neonlicht der Postmoderne wird das »Dunkel«, das seinem Werk von jeher attestiert wurde, nicht wahrgenommen. Welch ein Glück. Niemand fühlt sich bemüßigt, Kafka zu lesen, nur um auf dem laufenden zu sein. Niemand muß vor der Lektüre zurückschrecken, weil ihn das bedeutungsvolle Gemurmel in den Feuilletons mißtrauisch macht. Eine gute Zeit, um endlich das zu tun, was die einzig sinnvolle Herangehensweise an dieses legendenumwobene Oevre ist: es nämlich einfach zu lesen.

Interpretiert wurde es schon genug, von allen Seiten, quer durch die Germanisten- und Kritikerfronten. Der einzige, der ihm vermutlich wirklich nahe kam, war Walter Benjamin, denn der hatte kein Interesse daran, Geheimnisse zu enträtseln. Gerade das berüchtigte »Dunkel« zwingt die Leserin, den Leser zu einer sehr intensiven Auseinandersetzung mit diesem Werk, zwingt sie, die eigene Situation mit dem Gelesenen zu konfrontieren, sich auf einen dialektischen Prozeß des Verstehens und Verwerfens einzulassen. Jede und jeder wird so etwas anderes in dieses Werk hineinlesen, aber keine/n läßt es ungeschoren davon kommen. Und das ist gut so.

Ein Offizier, der an der Konstruktion dieser Maschine, die der Reisende in der Strafkolonie besichtigt, beteiligt war, und der inzwischen die alleinige Verantwortung für sie trägt, demonstriert ihr Funktionieren am lebenden Objekt. Dieses Objekt ist ein Soldat, der es gewagt hat, sich seinem Vorgesetzten zu widersetzen, das schlimmste aller denkbaren Verbrechen. Sein Urteil ist gesprochen, er selbst aber kennt es nicht. Da der Reisende darüber etwas befremdet ist, erklärt ihm der Offizier: »Es wäre nutzlos, es ihm zu verkünden. Er erfährt es ja an seinem Leib.«

Die Maschine, ein wahres Kunstwerk, sticht dem Verurteilten mit tausenden feinen Nadeln seinen Richtspruch in das Fleisch. In diesem Fall: »Ehre deinen Vorgesetzten.« Die Prozedur dauert sechs bis zwölf Stunden. Mittels komplizierter mechanischer Vorrichtungen wird der Leib des Opfers um und um gewälzt, so daß die Nadeln ihre Botschaft in jeden Teil seines Körpers einschreiben können. »Die wirkliche Schrift«, erläutert der Offizier, »umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt.« Nichts ist dabei dem Zufall überlassen, jedes Detail sorgfältig durchdacht. Vom Sadismus eines primitiven Folterknechtes ist der Offizier weit entfernt. Er ist ein Ingenieur, der sein Instrument liebt und pflegt, der von der Richtigkeit seines Handelns zutiefst überzeugt ist. Der Höhepunkt der Prozedur ist nach etwa sechs Stunden erreicht: »Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es«, erklärt der Offizier dem Reisenden voll Enthusiasmus. »Es geschieht ja weiter nichts, der Mann fangt bloß an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er. Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden.«

So erfährt er sein Urteil, über das nie verhandelt wurde, zu dem er sich nie hatte äußern, gegen das er sich nie hatte verteidigen dürfen. Der Offizier ist Richter und Henker zugleich, er allein trifft die Entscheidungen. Die Legitimation seines Amtes beruht darauf, daß er die Maschine am besten kennt. Er ist ein Mann von Prinzipien, und seine Prinzipien sind einfach: »Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos.«

Doch die Zeiten sind nicht mehr, was sie einmal waren. Der alte Kommandant, Erfinder und Protektor der Maschine, ist tot. Der neue Kommandant ist leider nicht vom Schrot und Korn des alten, beeindruckt vom Humanitätsgeschrei seiner Damen droht er, die Maschine eines näheren oder ferneren Tages abzuschaffen. Und jetzt schon boykottiert er sie durch die Verzögerungen von Ersatzteillieferungen. In dem Reisenden sieht der Offizier seine letzte Hoffnung, das Erbe des alten Kommandanten, das zugleich sein alter ego ist, zu retten. Er weiß, daß diese neuen Herren auf die öffentliche Meinung hören, und so muß es ihm gelingen, den Reisenden von der Unersetzlichkeit seines kostbaren Apparates zu überzeugen. Der Offizier ist der ideale höhere Beamte, der nicht nur sein Amt verwaltet, sondern durch Eigeninitiative, Erfindungsgeist und hohes Verantwortungsbewußtsein die Kontinuität von Herrschaft sichert. Er hat nicht *die Macht,* aber Machtbefugnisse. Er dient der Herrschaft an sich, und daß der neue Kommandant davor zurückschreckt, Herrschaft rein und unverfälscht auszuüben, verstört ihn. Diese Verstörung macht ihn blind für die Realitäten. Er sieht nicht, daß auch der neue Kommandant gar nicht daran denkt, die Herrschaft selbst zu beseitigen, sondern nur daran arbeitet, ihre Nacktheit in die freundlicheren Gewänder zu hüllen, die »zivilisierte« Länder neuerdings für sie anfertigen ließen. Kleider, wie sie sich auch der Reisende als Abgesandter der neuen Herren mit ihren raffinierteren Methoden wünscht.

Als der Offizier einsehen muß, daß von diesem Reisenden keine Unterstützung zu erwarten ist, zieht er als aufrechter Mann die Konsequenz: Er legt sich selbst in die Maschine, nachdem er die Schrift auf sein eigenes Urteil eingestellt hat: »Sei

gerecht«. Mit ihm findet auch die Maschine ihr Ende, sie bricht während der Prozedur an ihrem Herrn Stück für Stück zusammen. Das verzückte Erkennen aber, das der Offizier stets an seinen Opfern nach der sechsten Stunde der Folter wahrgenommen hat, bleibt ihm versagt: »Es war, wie es im Leben gewesen war; (...) der Blick war ruhig und überzeugt.« Die Tragik dieses Mannes war, daß er, ihr enthusiastischster Diener, nicht fähig war, das Funktionieren von Herrschaft zu verstehen. Er erkannte sie nicht wieder in den neuen Gewändern, und er war nicht weitsichtig genug, um zu wissen, daß auch diese neuen Gewänder einmal wieder abgelegt würden. Daß Herrschaft, um sich zu erhalten, ständig ihre Formen und Methoden den Erfordernissen anpassen muß. Er konnte nicht ahnen, daß seine Stunde jederzeit wieder hätte schlagen können, daß er nur geduldig hätte abwarten müssen, bis die Methoden des neuen Kommandanten sich als ineffektiv erwiesen.

Der Reisende ist klüger. Er findet unter jeder Herrschaft, egal in welches Gewand sie sich gerade hüllt, sein Auskommen. Er ist der objektive Betrachter, der sich in aller Welt vorführen läßt, wie Herrschaft mit ihren Feinden fertig wird, um anschließend Memoranden für diverse Kommissionen zu verfassen. Er besucht auch heute noch Foltergefängnisse von Santiago bis Djarbakir, immer noch dieselbe Aktenmappe unter den Arm geklemmt, immer noch denselben aufmerksamen Ausdruck im Gesicht, bereit, sich die Dinge und ihre Notwendigkeit erklären zu lassen. Er wird sich erlauben, zu gewissen Übertreibungen Kritisches anzumerken, wird sich aber hüten, die Herrschaft selbst zu kritisieren oder auch nur ihren Opfern zuhilfe zu kommen. Als der soeben dem Tod entronnene Verurteilte und sein jederzeit vom selben Schicksal bedrohter Wächter versuchen, mithilfe des Reisenden aus der Strafkolonie zu fliehen, wehrt der sie angeekelt ab: »Sie hätten noch ins Boot springen können, aber der Reisende hob ein schweres Tau vom Boden, drohte ihnen damit und hielt sie dadurch von dem Sprung ab.«

Im Gegensatz zum Offizier weiß der Reisende, daß auch die Tage des neuen Kommandanten gezählt sind. Die Hoffnung, die Kafka weckt, indem er den Offizier sich in die eigene Maschine legen und beide zugrunde gehen läßt, hebt er in der Figur des Reisenden wieder auf. Kurz vor seiner Abreise besichtigt der das Grab des alten Kommandanten. Es liegt in einer verkommenen Teestube, versteckt unter einem Tisch, versehen mit der Inschrift, der alte Kommandant werde »nach einer bestimmten Anzahl von Jahren auferstehen und (...) seine Anhänger zur Wiedereroberung der Kolonie führen«. Die Männer, die zusehen, wie der Reisende diese Prophezeiung liest, geben ihm zu verstehen, daß sie sie lächerlich finden. Der Reisende aber »tat, als merke er das nicht, verteilte einige Münzen unter sie, wartete noch, bis der Tisch über das Grab geschoben war, verließ das Teehaus und ging zum Hafen.«

Der alte Kommandant und seine Maschine sind seither in vielerlei Metamorphosen wiederauferstanden. Auf der ganzen Welt dient die Maschine, auf den neuesten technischen Stand gebracht, bedient von neuen Offizieren, der Herrschaft gegen ihre Feinde. Sie wird heute nicht mehr nur von Kommandanten und Offizieren entworfen und gebaut, sondern unter der erfindungsreichen Mithilfe von Medizinern und diversen Wissenschaftlern. Sie ist Gegenstand internationaler Konferenzen hochrangiger Fachleute. Ihr Mechanismus wird in internationalem Austausch regelmäßig verfeinert und intensiviert, und sie muß ihre Opfer unendlich länger als nur sechs bis zwölf Stunden am Leben erhalten. Sie schreibt ihnen ihr Urteil in den Leib, so daß viele sich schämen und schuldig fühlen, wenn sie ihrem Mechanismus lebend entronnen sind. Das Urteilsprinzip des unglücklichen Offiziers der Strafkolonie ist dasselbe geblieben. Die heutigen Verurteilten bekommen zwar, im Gegensatz zum Soldaten der Strafkolonie, gelegentlich eine Verhandlung und sogar einen Verteidiger. Der Grundsatz aber, nach dem entschieden wird, lautet, solange es Herrschaft gibt und solche, die sich ihr widersetzen: »Die Schuld ist immer zweifellos.« Das sind so Gedanken, die einer kommen, wenn sie Kafkas »Strafkolonie« im Gefängnis liest. Andere, die sie in der Freiheit lesen, in der Freiheit, politische Ereignisse und Entwicklungen direkt mitzubekommen und sofort und mit wem sie wollen darüber diskutieren zu können, lesen vielleicht etwas ganz anderes hinein. Macht nichts. Daß Kafka Lektüre für politische Menschen ist, hat schon Peter Weiss in seiner »Ästhetik des Widerstandes« festgestellt und besser begründet, als ich das könnte. Zur Zeit ist Kafka niemandes Liebkind. Niemand verstopft uns gerade das Gehirn mit Interpretationen und »Fachurteilen«. Eine gute Zeit also, wie gesagt, Kafka endlich (wieder) zu *lesen.*

Konkret 08/88, S. 58

Erich Kuby

Eine Art art in Venedig

Mitläufer-Kunst auf der 43. Biennale: Der bundesdeutsche Beitrag steht unter dem schönen Titel »Haus der Waffenlosigkeit« und sieht aus wie Heinzelmännchens Wachparade in Scherenschnitten. Ein wenig komischer Propagandaschwindel

Wie in jedem Sommer läuft Venedig über von Kunstausstellungen, Konzerten und sonstigen Kulturangeboten. Bis vor kurzem war die Wiederbegegnung mit einem halben Dutzend Meisterwerken von Veronese, die Jahrzehnte nicht ausgestellt waren und nun nach ebenfalls Jahre dauernden Restaurierungen ganz neu aussahen, der Hauptanziehungspunkt für jene Miniminderheit von Touristen, die sich für Kunst interessieren. Aber nun wurde am 26. Juni die 43. Biennale eröffnet, und aus unerfindlichen Gründen ist sie wie alle vorhergegangenen die eigentliche Attraktion.

Das schönste daran ist der Park, sind die wunderbaren alten Bäume, in deren Schatten sich zu den einzelnen Pavillons lustwandeln läßt. Ein sanfter Sommerwind bewegt das üppige Laub, verleiht den vielen »scultori ai Giardini«, den im Freien aufgestellten plastischen Arbeiten aus Holz, Gips, Stein, Glas und Kunststoff, aus Bronze, Messing und Eisen, heiteres Leben. Ein Volksfest entwickelt sich Tag für Tag. Eine leicht bekleidete Menge, die meisten Herren im Hemd ohne Jacke, flaniert von Pavillon zu Pavillon; und das heißt: von Nation zu Nation, grast Kunst ab wie Kühe eine Weide. Mir machte die Sache nicht nur Spaß.

Dummerweise ging mir beim ersten, zweiten und dritten Besuch, beim dritten noch mehr als beim ersten, ein Artikel im Kopf herum, der jüngst auf der ersten Seite einer Wochenendbeilage der »Süddeutschen Zeitung« abgedruckt war. Darauf hatte sich ein Lothar Mayer über *das Grundgesetz des Niederganges* verbreitet und auf leider überzeugende Weise mitgeteilt, daß wir mit unserem ganzen, sich »in Geld ausdrückenden way of life«, ganz egal was wir tun oder unterlassen, tagtäglich in kleinsten oder auch nicht so ganz kleinen Raten einen Beitrag zum unausweichlichen Nieder- bzw. Untergang unserer Zivilisation, j a unserer Existenz als Menschheit leisten.

Das ging mir im Kopf herum, während meine Augen Gebilde und Bilder tankten, in summa die Biennale 1988. Ich fragte mich, ob denn diese fröhlichen Kunstgänger, plaudernd und schauend Park und Pavillons durchwandernd, den Eindruck vollkommener Harmlosigkeit vermittelnd, auch gerade (unbewußt!) damit beschäftigt waren, ihr Untergangsscherflein abzuliefern – an wen? An uns alle, an die Menschheit, an die Erde, und vielleicht an den lieben Gott? Und wie, überlegte ich weiter, steht es mit den Künstlern selbst, von denen uns nicht wenige belehren, das einfachste sei, sich irgendeine formale und/oder farbliche Masche auszudenken, diesmal also Jahrgang 1988, sie ein dutzendmal (mindestens!) in Riesenformaten leicht zu variieren und damit 100 qm Hängewände zu bedecken. Siehstewohl, damit kommt man auf die Biennale; das lohnt sich auf jeden Fall, auch wenn man den Goldenen Löwen nicht bekommt. Wie lautet das von Herrn Lothar Mayer nicht nur, aber doch mit überraschender Wirkung in mir aufgerührte Problem? Kann man in der künstlerischen Produktion so schauderhaft harmlos sein wie die derzeit hier vertretenen Biennalisten, und zugleich – oder vielleicht gerade deshalb – politisch auch einer der Absäger sein des Astes, an den wir uns alle noch klammern? Und das werte Publikum, das sich das bieten läßt?

Die einen wie die andern sind Mitläufer im Werk des Unterganges. Menschen wie du und ich. Was sie so harmlos erscheinen läßt, ist nur ein Tarnanstrich. Das Wissen, ich zitiere wieder Lothar Maier, um die Bedrohung unserer Lebensgrundlagen breitet sich rapide aus – aber wir können nicht in die Tat umsetzen, was wir als dringend notwendig erkannt haben. Oder wollen wir nicht? Für Mayer ist kein Unterschied zwischen der Weltzerstörung von heute, bei der wir zuschauen soweit wir nicht mitwirken, (indem wir nur zuschauen, mitwirken!) und jenen, die schweigend zusahen, als dem jüdischen Nachbarn die Scheiben eingeschlagen wurden.

Solche Gedanken sind nicht fehl am Platz auf dieser Biennale, immerhin immer noch ein internationales Kunstereignis ersten Ranges, ein Weltspiegel. Ich kam aus diesem Dreh nicht heraus, wäre vermutlich gar nicht in ihn hineingekommen, wenn wenigstens der eine oder andere Künstler, das eine oder andere Werk ein kritischer Reflex auf den Weltzustand gewesen wäre. Aber danach schaute ich vergeblich aus. Die Mitläuferei als Programm, die Ateliers, wo das Zeug gemacht wird, Isolierzellen! Die für die nationale Präsentation Verantwortlichen, fanden sie auf der weiten Welt nichts, was kritisches Zeitbewußtsein hätte erkennen lassen? Offenbar nicht. Sie zogen sich aus der Affäre, indem sie dem Zeitgeist Reverenz erwiesen. Was hier mit einem irrsinnigen Aufwand zusammengetragen worden ist, mag nicht den Zweck haben, hat aber die Wirkung, »die Signale der großen Zerstörung zu überhören und zu übersehen« (L. Mayer). Das war vor einigen Jahren noch nicht so deprimierend.

1988 haben die Amerikaner ihr großes Haus mit dem ollen Jasper Johns vollgehängt – der inzwischen den Goldenen Löwen bekommen hat. Als ich auf dem einen und anderen seiner Bilder ganz klein das Sternenbanner bemerkte, fiel bei mir der documenta-Groschen; wieder zu Hause, holte ich den Kassler Katalog von 1972 aus dem Regal, und da war sie, die berühmte »flag«, 1958 gemalt! Das war auch jene fünfte documenta, auf der Kienholzens gebaute Szene »die Kastration des Negers« zu sehen war, ich stand am 3. Juli 1972 davor, im Arbeitskalender ist notiert: »grandiose Arbeit von

Kienholz«. Sowohl die US-Flagge wie der kastrierte Neger waren einerseits Kunst, sogar Marksteine einer Stilepoche, andererseits politische Appelle.

Davon gibt's in Venedig 1988 nichts, mit einer Ausnahme: im spanischen Haus die stählernen Gitterkäfige der 49jährigen Susana Solano. In den Maßen 116 x 215 x 293 cm hat sie mit einer handwerklichen Präzision ohnegleichen ein Terror-Folter-Gewalt-Symbol geschaffen, das schaudern macht, und so unvergeßlich sein wird wie die Rassismusszene von Kienholz. Sie mache nicht Skulpturen für 1988, sagt sie, »what interests me is the time I have at my disposal and the time I will have in the future« (Katalog). Von ihr zur Entropie, der Nichtumkehrbarkeit des Lothar Mayer, ist nur ein Schritt. Die Käfige sind nicht Schutzgehäuse sondern Vernichtungszellen, und wenn in ihnen jemand säße und etwas verkaufte, so wäre es Strychnin.

Im bundesdeutschen Pavillon bietet Felix Droese unter dem Titel »Haus der Waffenlosigkeit« Limonade mit Kohlensäure an, die »pscht« macht. Hier wird Heinzelmännchens Wachparade in Scherenschnitten dargeboten, meist aus schwarzem Papier, das man auf den ersten Blick auch für Metall halten könnte, und vor allem groß, riesengroß, wändebedeckend, so witzig wie lieb. Dazu gibts ein teuer gemachtes Buch von 150 Seiten, in dem Picasso zitiert wird: »Die Kunst ist nicht dazu da, um unsere Wohnungen und Schlafzimmer zu schmücken. Die Kunst ist eine Waffe gegen den Feind.« Das Zitat ist wiederum ein Zitat von Beuys, der hinzugesetzt hat: »Wer ist der Feind?«

Was Felix Droese angeht, sind »die Kräfte, die im Ursprung kämpfen, als wirkende Kräfte ihrem Wesen nach waffenlos« – solcher Unsinn füllt Seiten auf Kunstdruckpapier. Man kann das notfalls komisch finden, daß aber der Staat, auf dessen Territorium das größte Waffenarsenal der Erde konzentriert ist, sich auf einer internationalen Schau mit waffenloser Waffenlosigkeit präsentiert, entbehrt der Komik, ist, bei Licht betrachtet, aufgelegter Propagandaschwindel.

Da sind die Ungarn realistischer. In ihrem Haus, wo die weitaus witzigsten Objekte zu sehen sind, liegt wenigstens ein Haufen Pflastersteine auf dem Boden, Granitwürfel; auf jedem steht: »weapon of the proletarier«, oder »I'arma del proletariato«. Diese Idee hätte uns kommen sollen bei Feiern zum 17. Juni – aber es wäre wohl nicht opportun gewesen, deutsche Arbeiter Proletarier zu nennen. Der, dem die Pflastersteine eingefallen sind, heißt Sandor Pinczehelyi. Die Sowjets haben sich mit Aristarch Lentulov (1882-1943) nur irgendwie aus der Affäre gezogen. Vor seinen Bildern, zwischen 1910 und 1936 gemalt, denkt man, wo habe ich sie doch schon mal gesehen? Ach ja, original bei Leger, Gleizes, Delaunay, bei den Kubisten und auch beim frühen Kandinsky. Lauter Secondhand-Bilder, die vor 50 Jahren nichts zu wissen brauchten vom hausgemachten Untergang, während zu allen andern, den heutigen, die davon wissen könnten, ja müßten, aber nichts davon wissen wollen, Lothar Mayer nochmal zu zitieren ist: »Demnach ist der Schlüssel zu dem Unheil, in das wir sehenden Auges hineinrasen, der Mitläufer – das soziale Wesen, welches das, was nach den Regeln der Entropie ablaufen wird, geschehen läßt.«

Mitläufer sind wir ausnahmslos alle, aber es ist natürlich doch etwas besonderes, einen Haufen produktiver Mitläufer, die sich Künstler nennen, so elegant in einem herrlichen Park bei herrlichem Wetter teuer herausgeputzt vorgeführt zu bekommen.

Die Zeiten, in denen man noch Zweifel anzumelden wagte, ob drei in rechten Winkeln zueinander gelegte Balken von etwa 12 m Länge noch für Kunstwerke gehalten werden dürfen, sind lange vorbei. Eben deshalb steht über diesem Text: eine Art art, und basta!

Ach, ich erfahre gerade aus einer gedruckten Vorkritik, die gigantischen Scherenschnitte von Felix Droese hätten gar nicht Heinzelmännchens Wachparade zum Thema, sondern seien »eine Installation um das Thema Leben und Tod«. Gut, daß ich mich gerade noch korrigieren kann.

Konkret 08/88, S. 60

Diedrich Diederichsen

B□ ch des Monats: K□ r□ lich in einem Fe□ illeton

R.B. Kitaj: □ Erstes Manifest des Diasporism□ s□ ; Arche Verlag, 144 Seiten, 32 Mark

Was immer man gegen RB Kitajs Manifest des Diasporismus sagen muß und kann, eines muß man dem Traktat lassen: Es stellt seinen Autor als Mensch dermaßen bloß, daß es sich eher in den Kriterien von sympathisch/unsympathisch beschreiben läßt als in solchen von richtig und falsch. Wobei natürlich diese Schonungslosigkeit im Anprangern und Offenlegen möglicher eigener Unzulänglichkeiten nicht nur in ihrer Koketterie, sondern auch in ihrer Strategie, sich präventiv unkritisierbar zu machen, schon mal unsympathisch ist. Sympathisch könnte man seine Liebe zu Ismen finden, mit der er die Kunstgeschichte über das übliche Maß hinausgehend (man könnte meinen:) kategorisiert. Sein Blick für das Ideologische und/oder Systematische, aber auch Typische macht nicht bei Künstlergruppen/Bewegungen halt, sondern richtet sich auf individuelle Werke, was ihn dann denken läßt, aus seiner Arbeit als »thinking artist« (als der sich bezeichnen zu lassen ihm offensichtlich nicht peinlich ist: Ein nonthinking artist wäre natürlich gar keiner) ähnliche Ismen herausdestillieren zu müssen, wobei dann eben der Diasporismus herauskommt (in den er dann einen Haufen anderer Leute mit hineinzieht), der in erster Linie behauptet, daß Künstler und Juden (die in der Diaspora, und das sind ja die meisten) prinzipiell etwas gemeinsam hätten, und er ist ja beides. Hinzu kommt, daß es noch andere jüdische Künstler im Laufe der Jahrhunderte gegeben hat, Walter Benjamin etwa oder auch Franz Kafka, daß so eine ganz ansehnliche Menge Diasporisten zusammenkommt. Natürlich wäre ihm diese Aussage in dieser Klarheit auch peinlich *(jeder Jude ein Künstler ist* ja *jeder Mensch ein Künstler* eindeutig unterlegen), weshalb er sie, so gut es geht, verbrämt und zurücknimmt, so oft es geht.

Natürlich ist der Picassoismus eines Picasso nicht Voraussetzung, sondern Ergebnis eines Künstlerlebens und es wird auch keine, außer einer tautologischen, Aussage gemacht, wenn der Ismus an Picasso mit keinem anderen großen Namen als dessen eigenem bezeichnet wird. Näher beschrieben wird dieser Picassoismus nicht, er ist nur ein Beispiel, wie das funktioniert. Der Diasporismus wurde dagegen zur Verklärung des Fragmentarischen, Kleinen, Unvollendeten, Gescheiterten und so zur Lebensrechtfertigung für einen Künstler, der irrsinnig stolz darauf ist, alles nicht so genau zu wissen, unsicher zu sein. Nicht nur den einfachen Denkfehler, daß Kafka und Benjamin trotz ihres Scheiterns, des Fragment-Bleibens einiger ihrer Werke und eines – meinetwegen! – »Kult des Fragmentarischen« (Kitaj) große Namen wurden und nicht deswegen, und daß sie selbst lieber alles vollendet hätten und so alt und zufrieden geworden wären wie Thomas Mann und die Seinen, muß man korrigieren, sondern auch die verheerende Wirkung, die die Verklärung solcher Schicksale schon immer auf die Jugend hatte. Jim Morrison wäre zum Beispiel sicher noch am Leben, wenn nicht immer so viel Brimborium um die selbstzerstörerischen Neigungen seiner Heroes Rimbaud und Baudelaire gemacht worden wäre.

Ebenso sympathisch mag zunächst seine Liebe zum Manifest einem vorkommen, jener schönen vergessenen Gattung, die für Künstler da war, die angeben wollten, große Rosinen im Kopf hatten und jugendlich über die Stränge schlagen mußten; in seinem Alter, wo er schon alles getan hat, ist es nichts anderes als eine Rechtfertigung für ein unkontrolliertes Reden über... nein, nicht sich selbst, das wär ja o.k., sondern über seine Malerei und was sie bedeuten soll, was natürlich um so trauriger ist, wenn die wenigen guten Ideen (Ismen in Bildern als Typisierungen) nicht auf den Bildern zu sehen sind, sondern nachgeliefert werden müssen, nach einer Methode, die mir ebenfalls im Prinzip mal wieder sympathisch ist: Ich erzähle meine Probleme und indem ich sie einer imaginären Bewegung/Richtung/Generation/Rasse andichte, verallgemeinere ich sie. Aber genau das hält er nicht durch und fällt immer wieder auf sein ganz spezielles Maler-Elend zurück. »Kitaj«, sagt Kippenberger, »hat Angst, das sieht man schon an der Art, wie er Ränder macht.«

»...las ich kürzlich in einem Feuilleton, die Zeit für Manifeste sei vorbei. Also beschloß ich nun gerade eines zu schreiben, ich der verspätete Bär, den Pinsel schwingend wie eine Fackel, hinein in den Tunnel, in dem alles Licht endet.« Man schreibt doch nicht ein Manifest, weil man irgendwo gelesen hat, daß das jetzt das Allerunzeitgemäßeste und Kauzigste ist, man ist doch nicht stolz drauf als verspäteter Bär durch die Gegend zu tapern, um nur die Freiheit zu haben, sich an jeder garantiert wirkungslosen unwichtigen Verschrobenheit zu vergehen, weil einem nichts Besseres einfällt und man die heutige Zeit nicht versteht. Für den leichtesten aller untadeligen Standpunkte, der gleichzeitig auch einer der bescheuertsten ist, den des Unzeitgemäßen, gibt es ja immer und zeitlos zu allen Zeiten Gratislorbeer. Da feiert sich nämlich gegenseitig der totale Verzicht auf Auseinandersetzung, die immer nur geführt werden kann, über das, was heute wirklich in der Welt ist. Man müßte an dieser Stelle noch einmal grundsätzlich abschweifen zur Londoner Maler-Old-School, die ja meiner Meinung nach sowieso die größte Zusammenballung von arrogant-kokettem Rückzug und Akademismus auf diesem Planeten darstellt, aber das führt zu weit.

Auch sympathisch ist mir normalerweise die läßliche Sünde des name dropping, ein Name, so sage ich immer, ist doch ein an Bedeutung meist reicheres Wort als eine normale Bezeichnung, dies hier aber erinnert mich an den »Mein-Vater-kannte-Lenin-noch-persönlich«-Gemeinschaftskundelehrer, der uns Zehntklässler mit »Guten Morgen, meine Herren, gestern abend haben Kurt A. Körber, Sie wissen ja, der Chef der Hauni-Werke, Karl Classen, Sie wissen ja, der

Bundesbankpräsident, Karl Schiller, Helmut Schmidt und ich, bei einem übrigens hervorragenden Landwein, uns überlegt, was wir mit der Konjunktur machen sollen.« Ja, auch Cezanne war eigentlich ein Jude und Gertrude Stein unbestritten auch, Ezra Pound hieß immerhin Ezra mit Vornamen, wie die Kreuzworträtselfigur aus dem AT. James Joyce war zwar Ire, aber sind die Iren nicht auch ein diasporistisches Volk?

»Ich meine, nur die Idee zählt«. Auch an diesem Satz ist was Wahres dran, wenn man ihn durch ein Glas Asbach Uralt vor flackerndem Kaminfeuer betrachtet, und auch diesen Satz kann man benutzen, um sich von einer langweiligen – oder mißglückten – Ausführung freizusprechen. Kunst solle, seiner Meinung nach, mit dem Leben übereinstimmen, aber das tut sie für den, der sein Leben mit ihr zubringt, ganz automatisch viel zu viel, für diese Erkenntnis kann man sich weniger kaufen, als dafür, daß man vom Brot allein nicht lebt, (leisten kann sie sich ohnehin nur der von Stipendien und Staatspreisen und Sammlerknete Wohlalimentierte), sie sich emphatisch vorzuhalten, schadet beiden Beteiligten, die ja in the first place davon ausgemacht werden, nichts miteinander zu tun zu haben, und schon gar nicht so: »Erinnerungen, Ereignisse und Überzeugungen sind für mich der Malerei geweihte Träume, und so überträgt sich meine Lebensweise auf die Bilder«. So banal wie falsch. Weil er glaubt, bei jedem Griff zum Pinsel sei seine ganze Vergangenheit aus der Malerei geweihten Träumen präsent, malt er doch keine anderen Bilder als jemand, der klug genug ist zu wissen, daß natürlich nur das zählt, was andere Leute später im Museum sehen können und nicht, was für Träume durch das Hirn des Künstlers am Tage der Ausführung marodierten. Oder doch: Dieser Künstler wird möglicherweise andere Bilder malen: bessere.

Kitaj identifiziert sich über seinen Diasporismus-Begriff mit allem, was auf der Welt leidet oder schon gelitten hat, Frauen, Schwarze, Iren, Homosexuelle. Das einzige, was ihn mit den Opfern Pol Pots, die er natürlich auch nicht vergißt, verbindet, ist sein Glück, als Jude geboren zu sein. Den Holocaust und seine Opfer mißbraucht er, um seine oberprivilegierte Lage – nichts ist in jeder Hinsicht eine privilegiertere Lage – nichts ist in jeder Hinsicht eine privilegiertere Existenz als die des erfolgreichen Bildenden Künstlers – mit einem kitschigen Odeur von Tragik zu parfümieren. Die Leidenden sind bei ihm Stereotypen, wie sie es eigentlich immer in der Kunst waren, weswegen es auch so eine Irrsinns - Schnapsidee ist zu glauben, Kunst könne geschehenes Leid und Terror auf irgendeine andere Art repräsentieren, als indem sie auf eine Repräsentation verzichtet. Vom illegitimen Sich-Schmücken mit other people's misery oder einer misery, die mit ihm nur sehr mittelbar zu tun hat, abgesehen, stempelt diese Haltung alle heutigen und zukünftigen Aufständischen, alle Unterdrückten auf ewig zu Ermordeten, zu Verlierern.

Solange in dieser für unseren Kulturkreis typischen Dauerlarmoyanz das schlechte Gewissen (meinetwegen der Bourgeoisie oder anderer, die ebenso mittelbar Täter sind wie sie Opfer sein wollen) die Erhebung gegen das Menschen von Menschen zugefügte Leid immer nur in der masochistischen Identifikation mit dem Ermordeten auslebt und darstellt, das saubere Verlieren glorifiziert, wird es nie das so dringend nötige Bild vom Sieg geben, vom Triumph, und sei es über ein Problem der Bildenden Kunst. Nichts ist zynischer und risikoloser als ein Opfer zu beneiden, und keine andere Haltung dem Opfer gegenüber möglich als Rache. So ist es soweit gekommen, daß sich ein heutiger Linker einen Sieger nur als Schlächter oder Börsenspekulant vorstellen kann. Wie sagen dagegen die Neger, die es besser wissen: »Everyone's a winner, Baby, that's no lie!«

Ein Grund, warum ich das Buch zuerst überhaupt zur Hand nahm, war und bleibt bis heute die Nähe, mit der Kitaj immer wieder auch an richtigen Ideen vorbeischrammt und die Art und Weise, in der er irgendwas halbverstanden aufschnappt. Der ganze Diasporismus streift natürlich auch das, was in Franzosen-Kreisen vor ein paar Jahren als Nomaden-Denken schick und angesagt, aber nicht ganz blöd und überarbeitungsfähig war, doch hat Kitaj davon nichts aufgenommen, gelegentlich etwas Ähnliches geahnt, aber nicht nur wegen der haltungsmäßigen Fehler, die sein Buch durchziehen, schon aus lauter Altkünstler-Vermufftheit, -Arroganz, -Koketterie und falscher Bescheidenheit nichts (Neues) dazu zu sagen. Die Gestaltung des Buches ist, wie immer bei »arche«, dagegen sehr gelungen, von der Schriftwahl bis zum schmalen roten Streifen auf dem Umschlag eine Leistung, zu der kein bundesdeutscher Verlag zur Zeit in der Lage ist.

Konkret 08/88, S. 62

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton

Daß jemandem die Milieuschäden, die er durch Armut und Unwissenheit erlitten hat, als mildernde Umstände bei der Resozialisierung eingeräumt werden, soll schon vorgekommen sein. Wie aber die Justiz der jungen Volksrepublik Pu Yi, dem letzten Kaiser von China, die Chance gab, die Verkrüppelungen auszuwachsen, die er durch den Besitz von Macht und Reichtum erfahren hatte, das ist neu. Schön, wenn auch die RAF dem Hanns Martin Schleyer die Chance hätte geben können. Er könnte heute noch leben. Seinen besten Talenten gemäß: zum Beispiel als freundlicher Gärtner in einem landwirtschaftlichen (wie schwärmt doch Otto Rehagel?) Kollektiv.

*

»Wie kommt die Dummheit in die Intelligenz?« fragt Brecht und fügt hinzu: »Eine Frage, die schwer zu lösen ist.«

»Warum haben geringere Geister (als Heidegger), es mögen wenige sein, sich nicht verwickeln lassen?« fragt Herr Ernst Vollrath in der »FAZ«. Und warum es auf diese Frage überhaupt keine Antwort mehr geben kann, wird klar, ersetzt man nur den Namen »Heidegger« durch »der große Fritz Plambeck« oder »der kolossale Krökel«. Denn entweder ist H. ein Geist von Rang; dann hätte die Verstrickung seines Denkens in den Nationalsozialismus nicht stattfinden dürfen. Oder sie hat stattgefunden – und ist also hinreichender Beweis für H's. beschränkte Geisteskräfte. Einen Doofi aber als Giganten hypostasieren und dann den essentiellen Wurm drin gegen die hypostasierte Größe quasi zum Verschwinden bringen: geht nicht. Oder geht höchstens in der »FAZ«.

Man beachte übrigens die kleine Parenthese: »es mögen wenige sein.« Respekt, ehrlich. Casino-Schurkerei vom Feinsten.

*

Und wieder hinab in die Niederungen, wo die Ewigkeitswerte verhandelt werden. G. K. gilt vielen als der größte lebende Lyriker deutscher Zunge. Bestimmt ist er einer der kürzesten.

Unter dem Titel »Die Fee« reimt er in der »FAZ«:

Verkleidet aber. So als Qualm.

Als Grube, Gittertor und Schnee

Als totenblasser...

Ja, aber nun was? Denn ein Reim auf »Qualm«: das wird eng! »Halm« ginge; aber will er nicht. Also »Salm«? »Walm«? Oder gar »Palm«-, vielleicht mit »wedel« oder »ström« im Enjambement? Nein, ist zu kühn, zu weithergeholt bei dieser Art »Weißer-Tasten-Lyrik«. Wie wär's mit »Schwalm«? Das ist ein Flüßchen in Hessen. Nu, was schert das unseren K. ? Da ihm doch schon mal so verqualmt um die Seele ist: Warum dann nicht auch verschwalmt? Und so:

als totenblasser

Na? Na?

Nebelschwalm!

Na also. Geht doch nichts über schön ausgedrückt.

*

Erstaunlich viele Schriftsteller, die zwischen 1930 und '40 geboren wurden, gingen vor der Zeit kaputt: Bernward Vesper, W. E. Richartz, Uwe Johnson, H. J. Fröhlich, Hubert Fichte, Nicolas Born. Und von denen, die noch am Leben sind aus dieser Generation des versäumten Vatermords, leben die meisten in einem teils provozierten, teils freigewählten politischen und sozialen Abseits, – halsstarrig, unbestechlich und untröstlich und also im Abseits. Ob sie alle ein Generationsschicksal eint und welches, wäre eine Untersuchung wert. »Ziemlich unbesehen haben wir (in den 50er Jahren von den Älteren) die Kategorie der Reife übernommen«, will sagen: uns auf den langen Weg schicken lassen, sagte einmal Ror Wolf, dessen beste Bücher noch immer so gut wie unbekannt sind.

Nicht wenige und nicht die schlechtesten aus dieser literarischen Zwischengeneration legten Anfang der sechziger Jahre den frisch inthronisierten neuen öffentlichen Vätern treuherzig die Schularbeiten vor; keiner von ihnen hat inzwischen deren Nachfolge antreten können – und wollen.

Und die eigenen Väter? Viel zu spät haben sich die zwischen 1930 und '40 Geborenen auf die Suche danach gemacht; und als sie sie endlich entdeckt hatten, die Väter, in all ihrer erbarmungswürdigen Scheußlichkeit, da galt es auch dies noch erst zu begreifen: nämlich, daß sie ihnen bereits zugefügt worden waren und zwar nicht selten in Form von Liebe.

Einer aus dieser Generation, die einer einmal treffend die »verschaukelte« nannte, ist Erasmus Schöfer. In seinem neuen Band mit Erzählungen »Flieg Vogel stirb« (Pahl-Rugenstein-Verlag) steht eine ungeheuerliche Geschichte. Eine Geschichte, die mich so gerissen hat, daß ich für Augenblicke dachte, ich bleibe weg. Sie heißt »Das Meer war Eis bis an das Herz« und, – nein, kein Wort dazu vorweg. Nur dies: Soweit ich zurückblicken kann – und das geht bis in die zwanziger Jahre – sammeln Schullesebücher in der Regel nur den Schrott ihrer Epochen. Sollte je ein Schullesebuch-Herausgeber mit dieser Tradition brechen wollen, er lese »Das Meer war Eis bis an das Herz«.

*

Eintragung aus dem Jahr 1964, den Berliner Restaurationsbetrieb »Blaue Grotte« betreffend, wo der junge Udo Jürgens »Warum nur, warum?« und Tommy Roe »Sweet little Sheila« sangen bis zum Vergehen allen Fleisches, genauer, bis unruhige Studierende ihn 1968 unter dem Namen »Zum Schotten« vereinnahmten:

»Was man von einer guten Kneipe verlangen kann: Daß sie leer ist und außer dem Wirt kein anderes menschliches Arschloch drinsitzt als man selbst.«

*

Da gibt es Eduardo Galeanos »Die offenen Adern Lateinamerikas« zu kaufen, und was tun die Kollegen in Berlin, kaum daß man mal für ein paar Wochen den Rücken kehrt? Sie »träumen von Europa«. Nein, nicht das bis zur DDR-Westgrenze. Das ganze Europa soll es sein. Vom Ural bis zur Biscaya, vom Nordkap bis zum Schwarzen Meer. Oder daß doch wenigstens »Ost-Mittel-Europa« mit dabei wäre. Also West-Osteuropa. Oder so. Wie dem auch sei, ob mit oder ohne Moskowitern und Tataren: Ein Kontinent für Angst- und Schreckensträume, sollte man meinen, ist es allemal. Aber von wegen! Wer spricht denn da vom Alptraum Europa, vom grausigsten Skandalon der Menschheitsgeschichte? Wunschgeträumt wird! Und gottlob gleich auch so, daß man ganze Regimenter von Nachtigallen daherkrachen hören kann: »Wir fordern«, fordert der Ungar Giörgy Konrad, »den Anschluß (äh?) unserer Länder an die europäische Union, an den gemeinsamen Markt und die sonstigen Institutionen der europäischen Integration.« Nun denn. Warum auch in Zukunft zwischen Erster und Dritter Welt noch eine Zweite? Eine, die ausplündert, und eine, die ausgeplündert wird: Reicht doch? Oder?

*

M., eine Deutsche, die auf Sardinien lebt, erzählt von einer dreiundsiebzigjährigen Tante, die – weil eine so günstige Gelegenheit nicht wiederkomme – sich südlich von Sao Paulo/Brasilien für 25.000 Mark – »also praktisch geschenkt« – eine Drei-Zimmer-Wohnung am Meer gekauft habe. Jetzt fliegt sie dreimal im Jahr für je 2500 Mark hin und zurück . Aber schon im ersten Jahr schreibt sie nach Italien: »Eviva la Sardegna!« – Gäste aus Deutschland bekommen die Auflage: Bringt Schinken und Cervelatwurst mit!

*

Einer der besten Filmkritiker, die wir haben, vielleicht der beste, Georg Seeßlen, schreibt in der »Deutschen Volkszeitung« eine Eloge auf Stanley Kubricks »Full Metal Jacket«, in deren Verlauf er vermerkt, daß die Skinheads und die anderen harten Jungs in seinem Provinzkino, samt ihrem weiblichen Anhang, noch die miesesten Typen und Taten auf der Leinwand belacht und beklatscht hätten. Die menschlichen Kriegsmaschinen der western world, schwer bepackt mit Muskeln und persönlichen Problemen, wie sie sind, imponieren offenbar, egal was sie treiben. Und so zweifelt Seeßlen: »Ein Antikriegsfilm ist 'Full Metal Jacket' wohl doch nicht.«

Wie denn nun aber müßte so ein Antikriegsfilm aussehen? Ich denke, er müßte zunächst mal die Gl's zeigen, wie sie in Massen den ganz und gar unpersönlichen Tod erleiden, den sie im Kino gewöhnlich ihren schlitzäugigen Feinden bereiten: Wie sie einfach zerplatzen wie Roboter im Feuer halbverhungerter Charakterköpfe von Reisbauern, von denen jeder Familie hat, eine Mutter, eine Geliebte am Roten Fluß, kurz, ein Zuhause jedenfalls, von dem natürlich, in der Nacht vor dem Einsatz, immer noch mal einer spricht, damit wir wissen: Der redet zuviel, der muß sterben... Danach sähen wir dann weiter.

Oder: Er müßte sie ins Bild setzen, die Gl's, wie Bonvi seine »Sturmtruppen«. Klar, daß das einem us-amerikanischen Regisseur nicht zuzumuten ist.

*

Einmal im Jahr, im Urlaub, glauben liebe Freunde, es gut mit mir zu meinen, wenn sie mir eine Zeitung zustecken, in der ich zum letztenmal mit zwanzig – eine Erzählung – veröffentlicht habe: die »FAZ«. Recht haben sie: St. Pauli wieder in der Bundesliga! Aber was denn nun dieses: Da antwortet im Magazinteil, in einer Rubrik, die sich »Fragebogen« nennt, ein Gerhard K., Schriftsteller, auf die Frage, was sein größter Fehler sei: »Mir selbst im Wege zu stehen.« Je nun, verabscheut so einer am meisten »Schleimerei, Duckmäuserei«, dann kann das schon passieren...

*

Da reißt man nun das Jahr über aus ca. jedem zehnten Kulturteil der »taz« einen Artikel raus, legt ihn zu den Ausrissen aus anderen Zeitungen, schleppt alles mit in den Urlaub und was erfährt man? Etwas über eine 600 Jahre alte Feministin. Etwas über Brechts Herzneurose. Was ein kleines Mädchen erlebte, deren Nachbar der Dr. Schopenhauer war. Etwas über das Schicksal zweier lesbischer Nonnen. Und daß – was wir uns fast dachten – Miami ein »typisch amerikanischer Traum, zuweilen ein Alptraum« sei.

Das Angebot erinnert an das jener Almanache der Jahrhundertwende – der »Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens« etwa – die dem neugierig gebliebenen Bourgeois bedeuteten, 1. wie groß die Welt, die innere wie die äußere, doch sei, 2. wie widersprüchlich und 3. wie man über alles verschiedener Meinung sein könne.

Man könnte also auch gleich »Das Beste...« mit in den Urlaub nehmen.

Ärger? Nein, höchstens amüsiert ungläubiges Grollen darüber, geleimt worden zu sein mit diesem halben Pfund mehr Papier im Gepäck.

Ärger erst ob des devotesten deutschen Bierernstes, mit dem des ganzen Regenbogens philosophischer Unterschleif betreut wird, so als vollzögen die Lyotard und Derrida, um nur die unsäglichsten zu nennen, nicht auf ihre elegant vorwitzige, geschwätzig mondäne, also französische Art die Wende, die auf ihre dummdeutsch dreiste Tour hier die Hillgruber, Hildebrandt und Stürmer besorgen. Oder, um mit den Worten eines anderen »Ausgerissenen«, dem Philosophen Manfred Frank, in der »FR« zu reden: »Mir scheint, hier saugen die jüngeren Deutschen begierig unter dem Vorgeben der Öffnung ins französisch Internationale ihre eigene nach dem Dritten Reich unterbrochene irrationalistische Tradition wieder ein, die dadurch von aller nationaler Schlacke gereinigt scheint, daß sie durch die Hand der Franzosen gegangen ist.«

*

Zorniger Vater in Hamburg-Eimsbüttel: »Wenn schon ein Tier sterben muß, damit wir unseren Hunger stillen, dann kann es auch verlangen, daß wir ihm Respekt erweisen und es aufessen, statt die Hälfte davon wegzuschmeißen. Und wer das anders sieht, dem gehört doch einfach eins vor den Rüssel! Ist doch wahr...«

Meine Rede... Nur: wie das anstellen bei Hackfleischbrötchen und Fischstäbchen?

Konkret 08/88, S. 66

Wiglaf Droste

Blut, Schweiß und Gähnen

Warum einen »Rambo«-Film rezensieren? Weil es die Kritik des immerhin Kritikwürdigen in die richtige Perspektive rückt, wenn der als Scheißdreck erkennbare Scheißdreck nicht immer nur ignoriert, sondern einmal auch wieder als Scheißdreck vorgeführt und wahrgenommen wird

Mit 398 Kopien geht der Jugendfilm Verleih des Berliner CDU-Abgeordneten Jürgen Wohlrabe in die Sommeroffensive. Am 21. Juli wurde »Rambo III.« mit 50 Millionen Dollar Produktionskosten der bisher teuerste Film der Geschichte gestartet. Diesmal muß nicht nachträglich der Vietnamkrieg gewonnen, sondern der Haupt- und Erbfeind erledigt werden. Aber es ist schwer geworden, den Russen zu hassen. Er kommt nicht mehr über Alaska, ein bärtiger Mordbube, der seine lüsternen Augen gierig auf blonden Frauen und Kindern herumliegen läßt. Der Russe ist ein freundlicher, mittelgroßer rundlicher Mann mit Fleck auf der Glatze. Ein Kommunist, der den Kapitalismus predigt und eine nette Frau hat. Urbi et Orbi et Gorbi. Zum Anfassen und Liebhaben. Ein Schaf im Schafspelz. Ein Kuscheltier.

Einer aber steht einsam auf weiter Flur und hat ihn durchschaut. John Rambo III. Ein »Vollblutkampfsoldat« wie ihn »sein Freund«, US-Green Beret-Colonel Sam Trautman nennt. Trautman sucht Rambo in Thailand auf, um ihn zu einem Geheimauftrag zu überreden: die »pony-equipped freedom fighters« in Afghanistan soll er im Abfeuern von Raketen unterrichten. Rambo ziert sich: Wie es der Geist der Zeit gebietet, hat er soeben in einem buddhistischen Kloster seinen »inneren Frieden« gefunden und geht sich nur noch einmal die Woche schlagen. Nein, Gewehr wollte er keines mehr anfassen, da solle ihm eher die Hand abfallen, lehnt er bedauernd ab und zwingt sein Gesicht in einen Ausdruck, den er für nachdenklich hält.

Schlapp hängt das US-Banner am Mast. Das darf es nicht. Es soll strammstehn, klirren und knattern im Winde. Trautman wird in Afghanistan gefangengenommen. Rambo soll ihn rausholen. Er ist begeistert. Innerer Frieden hin oder her, ein bißchen Buddha hat noch keinen am Genickschuß gehindert. Zwanzig wirre und mühsam konstruierte Minuten braucht der Film, um zu legitimieren, was in den nächsten achtzig geschieht. »Rambo haßt den Krieg«, sagt sein Erfinder, und Drehbuchautor David Morell; zwar kann man überdeutlich sehen, daß der nichts lieber tut, und besser kann als andere Leute, möglichst mit den bloßen Händen, umbringen, aber er macht's ja nicht gerne, nicht aus Neigung: Die Freundschaft ruft und die Pflicht. Nicht das, was er ist, ein kriegsblinder Mörder nämlich, ist der Soldat, sondern ein friedenstauber Keinemwaszuleidetunkönner, der nur notfalls tut, was ein Mann eben tun muß: Die Profite der Reaktionäre wollen nun mal gesichert sein.

Rambo, ein Arsenal von Präzisionstöterichs im Gepäck, begibt sich nach Pakistan und geht auf heimlichen, verschlungenen Pfaden über die afghanische Grenze. Trautmann geht es mittlerweile schlecht: Er wird schwer mißhandelt von den slawischen Untermenschen, die ihre Maske haben fallen lassen und ihr wahres Gesicht ungeniert zeigen: eng zusammenstehende, stechende Augen, Sauerkrautbart, gemeines, meckerndes Lachen, Spaß am Quälen Wehrloser usw...

Rambo eilt dem eingesperrten Elitekiller entgegen und trifft dabei auf ein Lager der Mujahedin. Bei diesen handelt es sich zwar um mindere, da ausländische, ansonsten aber ganz prächtige Menschen, die sehr entschlossen in die Gegend starren können; auch ihre Elfjährigen schwingen schon glutäugig den Karabiner. Barbarisch aber werden sie niedergemacht vom tückisch an ihrem Entsetzen sich weidenden Russen, der feige mit Helikoptern gegen alte Vorderlader kämpft. »Wir haben unser Vietnam gehabt«, schreit Trautman einen sowjetischen Offizier an; weil also die USA beim Völkermorden einmal Pech hatten, während sie darin in anderen Teilen der Welt durchaus erfolgreich vorgehen, schwingen sie sich zum Weltpazifisten auf, Klitter-klitter macht die Geschichte.

Rambo ist durch die Leichenberge top-motiviert, seinen Job als Blutbademeister anzutreten. Listig und fintenreich dringt er ins Bolschewikencamp ein, der Kunstschweiß fließt faßweise, und in Hektolitern wird dunkelrotes Russenblut vergossen. Mit ganzem Herzen und aus tiefster Seele ist er bei der Sache, hier eine Sprengladung, da eine MPi-Garbe, hier ein schöner Hieb mit dem Messer, da ein konzentrierter Bogenschuß (Zen oder Die Kunst, einen Menschen zu töten), hier ein Würgen, da ein Röcheln, ein Schuß, fünf Tote, das war Coyote, ein Schuß, ein Schrei, das war Karl May, jeder Schuß ein Russ. Oder auch: jeder Stuß.

Natürlich muß auch selbst ordentlich was weggelitten und -geschnitten werden, ohne christlichen Beistand und Rückhalt läßt sich das Morden nur ungut und unvollständig an. Ernste Blicke, frommes Gebrummel, und dann schlitz ihn auf, den gottlosen Hund: Deine Wunden sind Beweise, wie sehr du Gott liebst. Rambo blutet und kleckert den Film voll wie ein ganzes Menstruationskollektiv, der Sektierer aus Nazareth war eine Flasche dagegen. Mit Pulver brennt er sich eine Wunde einmal durch den ganzen eigenen Leib aus, hier kommt auch der Survival-Freund auf seine Kosten. Am Ende darf er noch ganz allein die halbe Rote Armee in Schach halten, bis die Freiheitskämpfer auf ihren sehr dekorativen Pferden

angaloppiert kommen, wie überhaupt das sportive Element gepflegt und Rambo als Identifikationsfigur für den joggenden Mittelklasse-Single angeboten wird, doch, damit kann man sich voll desinfizieren.

Man muß Rambo III nicht gesehen haben, um zu wissen, was Rambo III ist: ein strikt und primitiv antikommunistisches, zu Rassenhaß und Völkermord lässig ermunterndes dumpfmuffiges Revanchistenstück. Ein Scheißdreck. Die teuren Bilder erzählen »vom Kriege«, nichts vom Krieg, Sterben ist eine feine, lustige Sache, wenn es die andern tun: Kuck ma, der wälzt sich so komisch, und äußerst ehrenvoll, wenn man selbst für Gott, Kanzler und Bundesbank verrecken darf. Verklärt und pathetisch dröhnt die Musik, wenn ein tapferer Afghane zu Allah berufen wird, neckisch hüpfen und jubeln die Tönchen, wenn der Rotarmist seine Gedärme in der Hand spazierenträgt.

Verlogen, wie er ist, taugt der Film nicht mal als Splatter, denn geschmackvoll möchte der Blut- und Hoden-Schinken auch noch sein und ergeht sich in Postkartenansichten von den Wühltischen der Pauschalreisenanbieter, die in Israel, Thailand und Arizona zusammengefilmt wurden. So fadenscheinig ist der Versatzstück-Flickenteppich, man möchte gerne einmal das mit dem HJ-Fahrtenmesser handgeschnitzte Computerprogramm sehen, das solche Geschichten auswirft. Die Ergebnisse der schauspielerischen Bemühungen sind durchweg dürftig: Bizeps- und Rambo-Charge S. Stallone agiert so platt, wie man ihn dafür hauen müßte. Oder wenigstens möchte. »Ich mag keine Filme, in denen die Titten der Männer größer sind als die der Frauen«, sagt Herr Marx. Groucho Marx.

Konkret 08/88, S. 68

Manfred Hermes

Liberalism gone mad

»Sammy & Rosie tun es«: Ursprünglich wollte Stephen Frears seinen neuen Film einfach »The Fuck« nennen und hätte damit auch etwas von der Schwäche seiner jüngsten Arbeit verraten, die sich allzusehr bemüht, den Bürger zu erschrecken – mit Einfällen, denen oft jeder andere Witz fehlt

Stephen Frears hat sich mit Hanif Kureishi seit »Mein wunderbarer Waschsalon« am Aufbauwillen des Thatcher-England gerieben. Der Waschsalon war da die Metapher, und das Homosexuellen-Thema sollte ihr noch was besonders Kontroverses draufsetzen. »Prick Up Your Ears« wirkte dann so, als ob Frears an homosexuellen Obsessionen weiterstricken würde, war aber wohl eher als Denkmal für Joe Orton, das Whizz-Kid des englischen 60er Jahre-Theaters, gedacht. »Sammy and Rosie Get Laid«, Frears/Kureishis neuer Film, bestätigt, daß er sich als bissiger Orton-Nachfolger versteht. Nach der Verabschiedung von »Clause 28« (Zusatz zum Erziehungsgesetz, der die positive Darstellung schwuler und lesbischer Lebensformen unter Strafe stellt) dürfte es in England allerdings überaus schwierig werden, eine derartige Nachfolge und das Durchgeknallte dieser Art von low cost-Produktion weiterzuentwickeln, und deshalb wurde Maggy Thatcher in »Sammy and Rosie Get Laid« schon mal prophylaktisch zur (bösartigen) Muse erklärt.

Ihre einschmeichelnde Stimme, die Rede vom Abend nach ihrer Wiederwahl, überlagert das erste apokalyptisch-fotogene Stadtrelief: »Es gibt viel zu tun, darum dürfen wir nicht nachlassen. Heute Nacht werdet ihr ein herrliches Fest feiern, aber am Montag haben wir eine große Aufgabe in den Innenstädten zu erfüllen.«

Den ersten Job erledigt die Polizei. Eine farbige Frau wird an ihrem Herd erschossen, obwohl es ihr Sohn war, auf den sie es abgesehen hatten. Danach wirken die Innenstädte oder Süd-London wie wildgewordene Dritte Welt: Dauerkrawalle und an jeder Straßenecke ein Feuerchen.

Während also London brennt, treiben es Sammy und Rosie, als akademische besitzlose Klasse definiert, miteinander oder nicht miteinander und zurren jedenfalls ihre Privatprobleme durch. Sie bekommen z. B. Besuch. Rafi kommt nach zwanzig Jahren Indien nach England zurück und will seinen Sohn wiedersehen. Rafi hat politische Karriere gemacht und dafür Sammy im Stich gelassen, Sammy und Rosie halten sich Liebhaber und finden nichts dabei, kennen einen Haufen Lesben und ertragen in ihren vier Wänden die Sätze: »Karotten sind schöner als Schwänze. Und vor allem reicher an Vitaminen.«

Dieser Film ist satirisch bis zum Umkippen. Natürlich ist es einigermaßen witzig, daß ein Inder der einzige Mensch weit und breit sein soll, der noch nostalgische Vorstellungen von Englands überlegener Kultur hat und daß nicht mal der sprichwörtliche Platz unter der (Autobahn-)Brücke, wo sich Obdachlose mit ihren Wohnwagen niedergelassen haben, vor den Aktivitäten des freien Unternehmertums sicher ist. Alles andere löst sich dann in einem Themen-Overkill auf. Rassismus, Grundstücksspekulation, Kolonialismus, Folter, Moral, Sex (Küsse), Feminismus, Homosexualität. Den Rest erledigen konträre Konstruktionen. Die Straßenkrawalle sind das Entertainment der unterdrückten Klassen, malerischer Hintergrund einer gepreßten Dramaturgie oder einfach nur störend. Rafi ist der charmanteste Mensch der Welt, schenkt Rosie ein grünes Käppchen, das ein Gastgeschenk von Mao ist, war aber während seiner Zeit als Mitglied der indischen Regierung ein bekannter Folterer. Dafür muß er sich jetzt mit den seiner Ansicht nach marginalen Problemen offensiver Lesben abgeben. So ungefähr sehen die Ambivalenzkeime aus.

Aber ein Großteil des satirischen Materials ist sexueller Natur. Ständig wird über Sex gesprochen. »Nein, hör mal – sie reden über Sex.« »Ja, aber bloß über heterosexuellen Sex. Du weißt schon, das, wo die Frau die ganze Zeit versucht, zu kommen, und es nicht schafft. Und wo der Mann die ganze Zeit versucht, nicht zu kommen und es nicht schafft.« Niemand weiß, was an diesem ganzen Sex-Komplex dran sein soll, aber wenn sie so reden, dann weiß man auf jeden Fall, daß das mit Joe Orton zu tun hat, obwohl dessen Witz immer krasser und hinterlistiger wirkte, weil sein formales Umfeld konventioneller und gebundener war. Das »Sammy und Rosie«-Script fällt eher auseinander und läuft auf nichts weiter hinaus. Und wenn, dann noch am ehesten auf dieses eigenartige Einschiebsel kurz vor Schluß, ein waagerecht dreigeteiltes Bild, das ein paar Sekunden lang drei Paare zeigt, die, von rotem Licht beschienen, aufeinander liegend den Titel bestätigen (der ursprünglich »The Fuck« heißen sollte). Es ist von nicht geringer Wichtigkeit, daß diese drei Paare gemischtrassig sind.

Jemand, der nicht versteht, daß Rosie Rafi trotz seiner Folter-Vergangenheit bei sich wohnen läßt, erklärt (und das ist das Motto des Films): »This is liberalism gone mad«.

Im Januar ließ sich die Sunday Times von Historiker Norman Stone einen Artikel schreiben, der einer bestimmten Tendenz einiger englischer Filme der letzten Zeit, zwei davon von Frears/Kureishi, »Eat the Rich« und Jarmans »The Last of England« gehörten auch in die Reihe, die Leviten lesen sollte. Er bescheinigte ihnen eine schmuddelige und kranke Sicht, ihren Regisseuren niederträchtige, kindische Gehirne mit einer schmutzigen Phantasie drin, die aus Sensationslust und

Schocksucht vor keiner Miesmacherei halt machten und deshalb weder etwas Wahres über England sagen noch einen sozial verantwortlichen Kommentar auf die Reihe bekommen könnten.

Die konservative Witterung war insofern auf gar keiner falschen Spur, als man tatsächlich etwas Forciertes und Schwindsüchtiges an Kureishis oder Jarmans Arbeiten feststellen könnte, ohne daß sie natürlich in der Lage gewesen wäre, das zu erkennen, was gut daran ist. Was den Vorwurf der schmutzigen Phantasie und des schlechten Geschmacks betrifft, so wird er Kureishi (Frears/Jarman) enorm geschmeichelt haben, denn er hat ja als Credo abgegeben: »Es ist das Ziel in meinem Leben, so viel Schmutz und Anarchie wie möglich ins Kino zu bringen.« Aber das Selbstzweckhafte der vielen frechen und fiesen Einfälle wird nicht erst prekär, wo sie einem gar nicht so frech und fies, sondern eher etwas verkitscht vorkommen in ihrem Bürgerschreck-Drang.

So eine dissidente Tradition hat aber auch eindeutige Tugenden. Zum Beispiel ist es dringend als verdienstvoll zu bezeichnen, wenn asiatische Lesben in einem Film vorkommen oder Indern kluge, unsentimentale Sätze in den Mund gelegt werden und sie eine Art Normalität und Nachvollziehbarkeit mitgeliefert bekommen. Es ist wichtig, und auf diesem Gebiet leistet dieser Film Großes, daß es (korrekte) Repräsentationen von Minderheiten und »machtlosen« Gruppen gibt, die ja ohne sie gar nicht öffentlich existieren würden. Durch Clause 28, dessen Initiatoren vom PR-Effekt der Mediendarstellungen wissen, bekommt dieses Feld in England eine zusätzliche Bedeutung, denn Clause 28 will ja gerade die Darstellung von so unliebsamen Dingen wie Homosexualität verhindern.

Für den Film ergibt sich daraus zunächst die traumhafte Situation, sich politisch wichtig/richtig fühlen zu können, weil ja das, was man zeigt, verboten sein könnte. Kureishi: »Die meisten Filmregisseure und Autoren haben Spaß daran, öffentlich angegriffen zu werden. So können sie glauben, daß die Kleinigkeiten, die sie über Liebe und Gesellschaft zu sagen haben, wichtig sind und die Leute ihnen mal zuhören.« So können sie glauben, Thatcher ins Gesicht zu schlagen, indem sie das zeigen, was Thatcher und ihre Freunde verbieten wollen, daß sich der Film also wieder zum Agenten des Guten Gewissens oder des Abgedrängten eignen könnte, wenn er nur eine Chance dazu hätte.

Aber »Sarnmy und Rosie« hängt mit seinem halben Rita Tushingham/Kitchen Sink-Realismus ziemlich in der Luft. Der Versuch, sich auf etwas Soziales oder Politisches zu beziehen, wird durch Kureishis Destabilisierungs-Technik, durch die sich alles gegenseitig in den Rücken fällt oder indifferent nebeneinandersteht, erschwert. Es gibt immer wieder Szenen in Frears-Filmen, in denen Dinge und Menschen zu schweben beginnen, weil sie nicht aufeinander reagieren, obwohl sie es müßten. Eine Szene aus »Mein wunderbarer Waschsalon« zeigt dies ziemlich drastisch. Der Waschsalon soll eröffnet werden, die Gäste warten schon vor der Tür, der Pakistani und sein englischer Freund küssen im Hinterzimmer herum, während sein Onkel mit seiner Geliebten den Laden betritt und sich, vor den Augen der Wartenden, die Zeit mit einem Tanz vertreibt. Eine ganze Weile berühren sich diese drei Lagen nicht und führen so zu einem surrealistischen Effekt. Es ist witzig, daß Kureishi über den »Waschsalon« so anekdotenlastige Dinge gesagt hat, wie, daß es da Glück und Optimismus gäbe und seine beiden Charaktere diesen Salon zum Laufen brächten, obwohl die Anekdote bei ihm so völlig vom Unwahrscheinlichen dominiert wird.

»Sammy und Rosie« ist ein in dieser Hinsicht nicht weniger monströses Gebilde. Innerhalb dieses Gebildes kann die Erscheinung eines Geistes (des Gefolterten Inders, der zu Rafi kommt) die Widersprüche dieser Sozialsatire zuspitzen und als extrem konstruiert darstellen; daß sich Rafi am Schluß erhängt, von England und seiner Mittelklasse enttäuscht, ist nicht weniger geisterhaft, figuriert aber als großes kraftvolles Schlußtableau.

Der Wackligkeit des Films wird ein Rückgrat von ganz unvermuteter Seite eingezogen, durch die kluge Besetzungspolitik: Sashi Kapoor, einer der bekanntesten Schauspieler der indischen Filmindustrie, Claire Bloom (die sich auf ihren feinen shakespeare-trainierten Kopf zusagen lassen muß, sie habe nur durch die Männer gelebt), Frances Barber und (der als Sänger der Fine Young Cannibals bekannte) Roland Gift.

In Amerika hat der prollige »Get laid«-Titelwitz eingeschlagen und einen Aufstand der nationalen Verleihorganisation »MPAA« hervorgerufen, die ihn anstößig fand und »Sammy und Rosie« so eine enorme PR einbrachte (die Anzeigen dafür spielten, je nach Konservativ-Grad der Zeitung, mit mehr oder weniger heruntergebrannten Versionen von »get laid«). In Deutschland ist »Sammy und Rosie« nicht viel mehr als ein neuer anspruchsvoller mittelständischer (typischer Concorde-)Film, keiner, mit dem man übermäßig sympathisieren muß, der aber interessant, weil halbwegs riskant ist.

Konkret 08/88, S. 70

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Herrgott, was ein Tag

Dieser 8. Juli: Mittags der Schweinsbraten beim Alten Wirt, nachmittags auf eigenem wildbewachsenen Grund in einem wirklich guten Porno geblättert und abends (Krönung) rein in die Landeshauptstadt. Darf ich mit, fragte der benachbarte Glasmaler Don Break. Ja, sagte ich, aber zieh dich nervlich warm an. Es ging nämlich auf ein paar Stündchen verschärften Widerstandes, zu welchem Münchens führender Widerstandsausstatter, das »Anti-Strauß-Komitee«, eingeladen. Wie wir in die Stadt reinwollten, war der Mittlere Ring verstopft. Jugendliche hielten schwarze Karten für das Michael Jackson-Konzert im Olympiastadion feil, für siebzig Mark. Ich bin bestimmt kein Feind von Negermusik, ja, habe selbst eine Rock- und Roll-Platte, aber das Fenster runtergebogen und den juvenilen Stupidos im Stau zugerufen »Laßt euch nicht verhexen vom blädn Meikl Dschäcksn«, nun, das war eins. Dann waren wir endlich im Schwabinger Bräu, wo Müller und Polt vor ein paar Jahren die Ballszenen vom »Kehraus« gedreht haben. Drei Frauen und ein knappes Dutzend Männer waren wir auf dem Widerstandspodium. Jeder hatte ein Taferl vor sich, wo draufstand, was für einen Widerstand er begangen hatte, und schilderte in von ihm bewegten Worten seinen Fall: Wie er dem gebrechlichen Staat einmal brutal ein Bein gestellt, wie er die süße kleine unmündige WAA einmal in den Busch gezogen, wie er tückisch die Pressefreiheit mißbraucht oder, Riesensauerei (!), einen Polizeigaswagen mit Reizgasgeschmack angepißt oder, Verbrechen (!), mit rasiermesserscharfen Gedanken einem Staatsanwalt die Robe zerschlitzt. Ich trug aus meiner kinderarmdicken Handakte »Deutschlandlied '86, Verunglimpfung des Staates und seiner Symbole«, von Es wurde oft, herzhaft und anhaltend gelacht.

No, da freut man sich, wenn der Widerstand ein bissi Freude macht. Wie wir fertig waren, sagte ich zu Beate., Westberlins schärfstzahniger Asbestschulwiderständlerin, und ihrem Mann Rainer Hachfeld, dem tapferen Ratten-, Reagan- und schwerstverurteilten Justizschweinchenmaler (beide wollten schon immer mal auf der Reise in die Toscana den Autobahnkilometer in der Hallertau kennenlernen, wo ihnen das Auto verreckt): Komm, jetzt besuchen wir auf ein schnelles Fläschchen Export unsere Widerstandsfreunde von der Münchner Lach und Schieß. Wie wir ankamen, waren die mit ihrem abendlichen Widerstand gegen Staat und Kapital grad fertig. Leider im doppelten Wortsinn. Die Künstler, Basedow und Busse - wie aus dem Teich gezogen -, mußten heim. Aber der durchtrainierte Henning Venske blieb noch auf einen Schluck und wir tauschten uns kurz aber intensiv über Widerstandsformen und -Inhalte aus. Die Lach und Schieß muß z.B. ihren Widerstand gegen Kapital und Staat restlos auswendig lernen und dabei noch Grimassen machen, sonst geht keiner rein. Wir vom Amateur-Widerstand können dagegen vom Blatt lesen, plärren, die Contenance verlieren, alles halt. Das liege am sogenannten Publikum, sagte mir Henning, dieses verlange Auswendiglernen und Grimassen, sonst drücke es keine Mark ab. Deswegen riecht das hier so nach FDP, sagte ich Henning zum Schluß und er sagte, kannst uns ja mal ne Flitspritze schenken oder muß ich die auch wieder abmahnen? Mach ich, mach ich, versicherte ich Henning lachend und mußte über sein Elefantengedächtnis staunen: Stimmt, als er 1981 Chefredakteur von »Pardon« war und ich sein Redakteur, da mahnte er mich einmal wegen eines von mir versprochenen aber trotz 18-facher Mahnung seinerseits nicht gelieferten Witzes schriftlich ab...

Veto contra Diss

Da hat aber, lieber Empirikerkamerad Boonekamp, die Macka/Stress-Kommission an der Uni Leyden, 1987, bei ihrer Erhebung unter 1.000 Zipfeln anderes gezeitigt. 97 Prozent aller Befragten gaben an, den nassen Furz in ihrer U'Hose selber von Hand rauszuwaschen, 2 Prozent erklärten, die Trousers in einer New Age Waschanlage entkacken zu lassen und 1 Prozent sagte den schönen Satz »Wenn du noch eine Mutter hast, dann danke Gott und laß sie waschen«. 57 Prozent der Millionäre unter den befragten Männern fühlten sich vom gleichaltrigen Sozialsatzberechtigten »irgendwie gefühlsmäßig nicht angenommen«. 14 Prozent aller Befragten fühlten sich »beschissen« oder » so als ob man mir ins Gehirn geschissen hätte«. 4 Prozent sagten auf die Frage, ob sie lieber als Schwule von Bisexuellen mißverstanden werden oder sich einer riskanten Kindskopftrepanage unterziehen wollten »Kann schon sein«. Während sich jeder 20. »magisch zu einem geilen Weibe, das mir alles, aber auch wirklich alles giebt«, hingezogen fühlte, mochten sich 43 Prozent trotz peinlichen Insistierens nicht zur Antwort auf die Frage entschließen, ob sie fremdbestimmtes Pussisaftschlotzen entfremdeter Handarbeit am Glied vorzögen oder nicht mal das. 76 Prozent der überwiegend als Tagediebe, Taugenichtse, Tango- und Wetdreamdancer sich durchs Gefühlsleben mogelndn überdurchschnittlich eingebildeten Ständer möchten einmal so richtig wütend sein auf die, die in ungekündigtem Trauerarbeitsverhältnis stehen, 99 Prozent standen unter permanentem Sehnsuchtsstreß nach Betroffenheit, 48 Prozent jener 19 Prozent, die zu den 2,3 Prozent der beim »Bund« die Fahne-hoch-Haltenden gehören, lehnen Weinen im Manöver, beim Waffen- und Scheißhausreinigen ab, würden sich aber der Zähre beim normalen biologischen Tod eines Vorgesetzten weder schämen geschweige dieselbe verdrängen. 91 Prozent der 7

Prozent durch eine vier Jahre währende Männerselbsterkenntnisgruppentherapie Geschrittne erklärten, daß sie jetzt Saufen, Haschen und Mitmenschen aller Geschlechtsverfassung, mithin sowohl bisexuelle Lesben, monogame Transvestiten, ja selbst zölibatäre Koprophile »aufzureißen« vermöchten »wie Weltmeister«, daß sie die Trennungsschmerzschwelle auf »nahenull« gesenkt, das Mysterium ihres Nabels entschlüsselt und das Selbstgespräch mit sich perfektioniert hätten. Außerdem seien sie über die Selbstannahme hinaus sogar zur Päckchen- und Paketannahme fähig geworden. 99,3 Prozent aller vorher als strikt heterosexuell sich Empfindenden erklärten, daß sie nach vierjähriger Zugehörigkeit zu einer Männergruppe nichts gegen eine homoerotische Penetration bei örtlicher Betäubung einzuwenden hätten.

Konkret 08/88, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas Express

»Neues aus aller Welt« in der »Frankfurter Rundschau«:

Eine Puffmutter will ins Parlament

Wo sie die verbreitete Überzeugung, daß Parlamentsväter in den Puff wollen, um die Erkenntnis bereichern könnte, die unser Kanzler schon hat: Demokratie ist keine Einbahnstraße.

Der mit der Erfindung des Weltuntergangs durch Analverkehr zu Ansehen gelangte »Spiegel«-Redakteur Hans Halter hat in einem für die »TAZ« verfaßten Nachruf auf den Anarchisten Fritz Scherer wieder mal was entdeckt:

Schon als Kind kannte der kleine Fritz den großen Wilhelm Liebknecht, hörte der Rosa Luxemburg zu...

Was um so erschütternder ist, als der kleine Fritz drei Jahre nach dem Tod des großen Wilhelm geboren wurde.

...Als die Soldaten des Kaisers 1919 an der Garnisonskirche Fahndungsplakate gegen die beiden Revolutionäre klebten, hat er sie, frech und schnell, abgerissen. »Und dann nischt wie weg. . . !«

Bevor die Polizisten des Kaisers, der im Vorjahr desertiert war, den Schänder eines Plakats verhaften konnten, mit dem die Soldaten mitten in der schönsten Republik nach einem Revolutionär fahndeten, der seit 19 Jahren so tot war wie es Fritz Scherer heute ist sowie – nach Halters Berechnungen – der Rest der Menschheit demnächst. Und da sage noch einer, Anarchie sei nicht machbar.

Der »FAZ«-Herausgeber Johann Georg Reißmüller verkörpert das reinrassige Deutschtum in seiner rassereinsten Form:

Den Leitern des jüdischen Weltkongresses stünde es gut an, endlich einen Funken Mitgefühl zu haben mit Waldheim... Jeder Mensch auf dieser Welt hat die Pflicht, im Umgang mit seinen Mitmenschen das moralische Minimum einzuhalten. Die Kampagne gegen Waldheim unterschreitet diese Grenze.

Uns ist in alten maeren chuzpe vil geseit... Aber was vermag schon ein jüdischer Weltkongreß, dem man bestenfalls eine lange Nase anhängt, gegen diesen unseren Arisch mit Ohren?

Mehr als nur einen Funken Mitgefühl hat die »FAZ« seit je für die vielen ihrer Abonnenten, die damals weniger als Mitfühler denn als Mitläufer oder Mittäter aufgefallen sind. Wie lange soll man sie noch zittern lassen, ob der Postbote morgen vielleicht doch eine Vorladung bringt und nicht bloß den Leitartikel, in dem Ernst-Otto Maetzke aus der Perestroika Nutzen für seine älteren Leser zu schlagen versucht:

So mancher hat zur eigenen Überraschung ein wenig Mitleid mit dem alten Gromyko empfunden: Jahrzehntelang Außenminister von eindrucksvoller Sachkenntnis, sah er sich auf der Moskauer Parteikonferenz als Relikt einer Ära angeprangert, die in den Mülleimer der Geschichte geworfen wird. Der alte Mann war unversehens zu einem »Ehemaligen« geworden, also zugewiesen einer Spezies des homo politicus, die im Europa des 20. Jahrhunderts vielfältig vertreten ist.

Denn dies geschieht immer und überall in Staat und Gesellschaft, wenn ein Umbruch sich vollzieht, eine revolutionäre Entwicklung in Gang gesetzt wird oder – chinesisch gesprochen – eine »Änderung des Auftrages« erfolgt... Was soll man mit solchen Leuten machen, die es in Europa in der einen oder anderen Weise fast überall gibt – in Rußland, in Deutschland, in Spanien und wo auch immer? Da gibt es zwei Möglichkeiten... Es könnte immerhin sein, daß er als viel Jüngerer auch Hymnen auf Stalin verfaßt hatte. Dann ließe sich ohne weiteres verlangen, ihn mit Schimpf und Schande davonzujagen und ihn für den Rest seines Lebens mit irgendeiner Art von Steineklopfen zu beschäftigen.

Das wäre so in Ordnung. Aber rechtfertigen ließe sich ebenso

und sogar besser, diesen Mann und die Ehemaligen seines Schuldmaßes eines leichteren Kaufes davonkommen zu lassen. Die Protagonisten des »Neuen« können ihnen, ohne sich einer Sünde wider dessen Geist schuldig zu machen, die Reuebekundungen zum Nennwert abnehmen. Weiterbeschäftigung auf Bewährung wäre dann gerechtfertigt. Solche Leute wären sogar dazu zu verwenden, junge Leute zu besseren Sachwaltern ihrer Aufgaben auszubilden...

Daß mit solcher Großzügigkeit dem Funktionieren neuer, besserer Staats- und Gesellschaftsformen ein guter und sogar kaum zu entbehrender Dienst geleistet wird, ist nicht die Hauptsache. Wichtiger ist, daß nachsichtiger Umgang mit »Ehemaligen« der politischen Kultur eines Landes zugute kommt.

Gromyko mit Schimpf und Schande zum Steineklopfen? Nein, selbst er soll junge Leute ausbilden, damit der besseren Staats- und Gesellschaftsform jener kaum zu entbehrende Dienst geleistet werde, der in der einen oder anderen Weise in »Wo auch immer« geleistet worden ist, wo man die Ehemaligen eines leichten Kaufes davonkommen, sie Unternehmer, Richter, Offizier, Lehrer und Leitartikler bleiben ließ, ohne Reuebekundungen auch nur abzufordern, was der politischen Kultur des Landes so sehr zugute gekommen ist, daß die weiterbeschäftigte »Frankfurter Allgemeine« sich schon 43 Jahre später mit Gromyko identi- bzw. – chinesisch gesprochen – entnazifizieren möchte.

In einem Leserbrief an den »Stern« rechnet der Bremer Wirtschaftsprofessor Rudolf Hickel mit der Bonner Steuerreform ab:

Dieses Steuereinmaleins konnte von Anfang an nicht aufgehen. Vor allem die Kommunen gehen mit dieser Politik im Bermudadreieck sinkender Finanzen und wachsender Kosten der Arbeitslosigkeit unter. Wann erlebt diese Finanzakrobatik endlich ihr politisches Waterloo?

Waterloo des akrobatischen Einmaleins im Bermudadreieck – ist das alles, Rudi, was dir einfällt? Hab' ich dir dazu so oft vom Cannae des galoppierenden Minuswachstums zwischen ökologischer Skylla und sozialem Loch Ness erzählt? (Vom Stalingrad der schleichenden Kostenexplosion bei den konjunkturellen Termopylen nicht zu reden.) Soll das alles umsonst gewesen sein? Dann, Rudi, muß ich dir zur Strafe etwas verraten: Der Rubikon der Steuerreform findet sein analytisches Canossa darin, daß Stoltenberg auch nicht besser rechnen kann als du schreiben.

In der Anzeigenbeilage jener Zeitung, in der die Reißmüllers ihre Maetzken machen, schreibt der Johannes Gross:

Manche Leute tun sich was darauf zugute, daß sie aus Idealismus, aus Anhänglichkeit an das Gute und eine bessere Welt Nazis geworden seien, dem Hitler angehangen hätten... Es ist nie anerkannt worden, daß im Deutschen spätestens seit dem Ende des deutschen Idealismus »Idealismus« nur ein Synonym für diejenige Dummheit ist, die sich spreizen will.

Manche Leute sind Frankfurter Herausgeber. Möchte man nicht ein Mal Mäuschen sein, wenn auf dem Redaktionsflur der Reißmüller dem Gross begegnet? Ach, ich fürchte, das ist einer von jenen Wünschen, die schön bleiben, solange sie nicht in Erfüllung gehn.

Aus dem Unterhaltungsgewerbe:

Polizei: 50.000 Beamte zusätzlich sind nötig, weil die zunehmende Freizeit der Bürger mehr Arbeit macht, sagte der Gewerkschaftsvorsitzende Lutz. Zur Zeit seien knapp 200.000 Beamte im Dienst,

die mit der Veranstaltung von Randale, Kesselschlachten und anderer Volksbelustigung so überlastet sind, daß sie mehr Freizeit verlangen, in der sie von den anderen 50.000 unterhalten werden wollen.

Der Intendant des Bayerischen Rundfunks, Vöth, erscheint vor der Spruchkammer und erklärt:

Wir haben weder für noch gegen Pretoria und Apartheid Politik gemacht.

Wie andere vor ihm von sich sagen konnten, sie hätten weder für noch gegen die Nürnberger Gesetze Stellung genommen. Die Korrespondentin der »TAZ« aber nimmt's als Entschuldigung und will dem Vöth nicht glauben.